

Die schönsten Märchen aus
Südamerika



Zwischen Urwald, Vulkanen und Haciendas gibt es eine unglaubliche Menge an Geschichten zu erzählen: von weisen Zauberärzten, vom gefährlichen Curupira, von klugen Schildkröten oder den Geistern der Toten. Eine Auswahl der schönsten südamerikanischen Märchen aus den unterschiedlichsten Gegenden und Kulturen laden ein zu einer märchenhaften Reise, die von den schneebedeckten Anden bis zum uralten Amazonas-Regenwald führt.

Die schönsten
Märchen aus
Südamerika

RECLAM 

Inhalt

- Von Himmelsflügen und Zauberärzten
- Wie die Warao auf die Erde kamen 11
(*Warao; Venezuela*)
 - Der Besuch im Himmel 14
(*Taurepan; Venezuela/Brasilien/Guyana*)
 - Die Mondblume 29
(*Brasilien*)
 - Makonaura und Anuanaitu 40
(*Arawak; Suriname/Guyana*)
 - Arawanili, der erste Zauberarzt 54
(*Arawak; Suriname/Guyana*)
 - Der Raub des Feuers 56
(*Chané/Chiriguano;
Bolivien/Paraguay/Argentinien/Brasilien*)
 - Serikoai 58
(*Akawaio; Brasilien/Guyana/Venezuela*)
 - Der Zauberarzt Makanaholo 63
(*Arawak; Suriname/Guyana*)
- Von Waldgeistern und mystischen Tieren
- Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer 69
(*Warao; Venezuela*)
 - Die Affenfrau 76
(*Warao; Venezuela*)
 - Die Schildkröte und das Fest im Himmel 79
(*Tupi; Brasilien*)
 - Schildkröte und Jaguar 80
(*Tupi; Brasilien*)
 - Die Zauberrasseln 83
(*Warao; Venezuela*)
 - Korobona 87
(*Warao; Venezuela*)

- Der überlistete Waldgeist 92
(*Arawak; Suriname/Guyana*)
- Der Curupira und die Frau 94
(*Tupi/Guarani; Brasilien*)
- Der Schlangenpfeil 97
(*Tupi/Guarani; Brasilien*)
- Der Vogel Sitube 102
(*Brasilien*)
- Von Geistern, Vulkanen und Glücksrittern
- Zweierlei Leben 125
(*Venezuela*)
- Die Totenbraut 130
(*Mapuche; Chile*)
- Die Zauberin 132
(*Quichua; Ecuador*)
- Das Märchen von den beiden Hündchen 142
(*Mapuche; Chile*)
- Das Märchen vom guten Indianerchen 149
(*Mapuche; Chile*)
- Juanito 155
(*Argentinien*)
- Der Wunderspiegel 162
(*Chile*)
- Zu dieser Ausgabe 171
- Verzeichnis der Texte und Druckvorlagen 172



Von Himmelsflügen und Zauberärzten

Er sang: »Mariñamko heiß ich.
Im dichten Walde von Fayukura
Tat man mir's an.
Im dichten Walde von Fayukura
Zauberten sie dem Mariñamko drei Herzen.«
Das Lied von Mariñamko

Wie die Warao auf die Erde kamen Warao (Venezuela)

Im Anfang wohnten die Warao in einer schönen Gegend über dem Himmel. Außer ihnen gab es dort nur Vögel, die ihren jungen Jägern zur Beute wurden.

Einer von ihnen, mit Namen Okonorote, verfolgte eines Tages einen Vogel. Er schoss nach ihm, aber der Pfeil verfehlte sein Ziel und verschwand. Als er den Pfeil suchte, kam er an ein Loch, durch das er gefallen war. Er sah hinab und erblickte dort unten ausgebreitet unsere Welt mit Herden von Wildschweinen, zahlreichen Rehen und anderen Tieren, die ungestört weideten und umherzogen durch die grünen Wälder und Savannen. Da die Öffnung groß genug war, um hindurchzuschlüpfen, beschloss er, ein Tau oder eine Leiter aus Baumwolle zu verfertigen und hinabzusteigen. Mit Hilfe seiner Freunde wurde die Leiter fertiggestellt. Es dauerte viele Monate. Sie machten sie oben länger, wenn sie sahen, dass sie noch zu kurz war, bis sie hier unten in die Bäume einhakte. Dann wurde sie oben mit starken Streben festgebunden. Der mutige Okonorote kletterte daran hinab. Es war ein gefährliches Unternehmen, von oben zu kommen auf einer so gebrechlichen Leiter, die jeder Wind bewegen konnte.

Als er unten war, sah er sich verwundert um und betrachtete erstaunt das reiche Leben, die sonderbaren Vierfüßler und ihre Größe. Alles erschien seinen Augen wunderbar.

Er sah, wie die wilden Tiere ihre Beute verschlangen, und dachte, er könnte es auch wagen, eines der großen Tiere zu erlegen und zu verspeisen. So schoss er ein junges Reh. Er machte Feuer an mit zwei Stücken Holz und fand das Wildbret¹ eine ausgezeichnete Nahrung. Dann stieg er wieder

1 Wildfleisch

hinauf, und das war eine furchtbare Anstrengung. Es war schwer, hinabzusteigen, aber hinaufzusteigen war noch schlimmer. Er brachte Wildbret mit von unten, nicht viel, aber genug, um es seinen Stammesgenossen zu zeigen. Seine Worte und der Geschmack des Wildbrets versetzten alle in Begeisterung.

»Wir wollen nicht hierbleiben. Die kleinen Vögel um uns her sind wenig nütze. Dort unten in dem Land, das Okonorote für die Warao gefunden hat, werden wir Tiere zur Nahrung im Überfluss haben! Lasst uns gehen!«

So stiegen sie die Leiter hinab auf diese Welt hier unten. Alle waren damals jung – alte Leute gab es noch nicht. Die kleinen Kinder trugen sie, und alle kamen sicher hinunter, bis auf die letzte, eine dicke Frau, die eingekeilt in dem Loch stecken blieb, durch das die andern hinabgestiegen waren. Ihr Gatte unter ihr sah ihre Not und kletterte zurück, um ihr zu helfen. Aber er konnte sie nicht durchbekommen. Da wurde er schwindlig und stieg wieder hinunter, wo seine Stammesgenossen aufgeregt das Missgeschick besprachen. Sie fragten alle, wie es sich zugetragen habe. Er konnte es auch nicht sagen. So blieb die Sache den Warao rätselhaft.

Darauf fragten die Frauen tadelnd: »Ist es recht von dem Manne, herunterzukommen und nicht die ganze Nacht oben zu bleiben? Und der tapfere Okonorote, der schon einmal hinaufgeklettert ist, warum steigt er jetzt nicht hinauf mit ein oder zwei Männern, wenn der Gatte es ganz aufgegeben hat?«

Sie schrakten alle zurück vor der Aufgabe, denn ein weiser Mann sagte:

»Gesetzt den Fall, ihr erreicht sie und könnt sie hindurchziehen, wird sie euch nicht allen den Tod bringen? Sie wird mit solcher Wucht herauskommen, dass ihr euch

nicht halten könnt. Ihr werdet herabgeschleudert werden, und wir hätten unsere besten Männer verloren!«

So blieb die Frau oben, und die Leiter riss. So wird sie immer dort oben bleiben. Sie füllt das Loch aus, daher können wir niemals mehr in den Himmel hineinschauen.

Der Besuch im Himmel Taurepan (Venezuela/Brasilien/Guyana)

In alter Zeit war ein Krieg zwischen zwei Stämmen. Der eine Stamm hieß Kuyalakog, der andere Palawiyang. Der Krieg war in der Gegend des Uraukaima-Gebirges. Die Palawiyang griffen die Kuyalakog an. Sie töteten einige, als sie zur Pflanzung gegangen waren. Da vereinigten sich die Kuyalakog, um die Palawiyang zu vernichten. Sie kamen und griffen sie an. Sie kamen an das Dorf, das aus fünf Häusern bestand, und zündeten es an zwei Stellen an, bei Nacht, damit es hell wurde, und die Feinde nicht im Dunkeln entfliehen konnten. Sie töteten viele mit der Keule, als sie aus den Häusern entweichen wollten.

Ein Mann namens Maitchaule legte sich unverseht zwischen einen Haufen Toter und bestrich das Gesicht und den Leib mit Blut, um die Feinde zu täuschen. Die Kuyalakog gingen weg. Sie glaubten, alle seien tot. Der Mann blieb allein zurück. Dann ging er weg, badete und ging nach einem anderen Haus, das nicht weit entfernt war. Er dachte, es seien Leute dort, aber er fand niemand. Alle waren geflohen. Er fand nur Maniokfladen und alten Rostbraten und aß. Dann dachte er nach. Er ging aus dem Haus hinaus und weit weg. Dann setzte er sich hin und dachte nach. Er dachte an seinen Vater und an seine Mutter, die die Kuyalakog getötet hatten, und dass er nun niemand mehr habe. Dann sagte er: »Ich will mich zu meinen Gefährten legen, die tot sind!« Er kehrte voll Furcht nach dem verbrannten Dorf zurück. Dort waren sehr viele Aasgeier. Maitchaule war ein Zauberarzt und hatte von einem wunderschönen Mädchen geträumt. Er verscheuchte die Aasgeier und legte sich neben seine toten Gefährten. Er hatte sich wieder mit Blut beschmiert. Er hielt die Hände an den Kopf, damit er sofort zugreifen

konnte. Dann kamen die Aasgeier wieder und stritten sich um die Leichen. Da kam die Tochter des Königsgeiers. Was tat nun die Tochter des Königsgeiers? Sie setzte sich Maitchaule auf die Brust. Als sie ihm in den Leib hacken wollte, ergriff er sie. Die Aasgeier flogen weg. Er sagte zur Tochter des Königsgeiers: »Verwandle dich in eine Frau! Ich bin so allein hier und habe niemand, der mir hilft.« Er nahm sie mit nach dem verlassenen Haus. Dort hielt er sie wie einen zahmen Vogel. Er sagte zu ihr: »Ich gehe jetzt fischen. Wenn ich zurückkehre, will ich dich in eine Frau verwandelt wiederfinden!« – Die Leute, die geflohen waren, hatten eine Pflanzung, Bananen usw.

Er ging fischen und verschloss das Haus und ließ die Tochter des Königsgeiers zurück. Da verwandelte sie sich in eine Frau. Es war viel Mais im Haus. Sie entkörnte den Mais, zerstieß ihn im Mörser, setzte einen Topf an das Feuer und tat alle Arbeit einer Frau. Sie machte Kaschiri¹ und tat es in eine Kürbisflasche. Dann verwandelte sie sich wieder in einen Aasgeier, denn sie schämte sich noch vor dem Mann. Da kam Maitchaule zurück mit Fischen und Wildbret, einem Hirsch. Er kam in das Haus und hatte großen Durst. Er fand das Haus offen, aber der Aasgeier war drinnen. Er legte den Hirsch und die Fische nieder. Dann ging er aus dem Haus und fand Spuren von Menschen. Es waren die Spuren der Frau, die Brennholz geholt hatte. Er ging den Spuren nach und fand, dass jemand im Wald Brennholz gebrochen hatte. Da wurde er misstrauisch. Dann ging er den Spuren nach, die zurückführten, und kam so nach dem Hause zurück. Er fand auch Spuren, die zum Hafen gingen, wo das Mädchen Wasser geholt hatte. Er ging ihnen nach und kam zum Hafen. Alle Spuren, die er fand, führten zum Hause

1 alkoholhaltiges Getränk aus der Maniokwurzel

zurück. Er kam zum Haus und fand die Kürbisflasche mit Kaschiri. Er fand eine Kalabasse und trank Kaschiri. Dann legte er sich nieder und dachte nach. Er dachte über die Menschenspuren nach. Vielleicht seien es Leute, die ihn angreifen wollten. Er fand auch Wasser im Haus und Brennholz. Es fehlte nichts. Dann zerlegte er den Hirsch, machte einen Bratrost, röstete den Hirsch und gab der Tochter des Königsgeiers davon zu essen. Diese aß davon. Er briet auch alle Fische und schlief dann in dieser Nacht.

Vor Tagesanbruch verwandelte sich die Tochter des Königsgeiers wieder in einen Mensch und ging weg, Wasser zu holen. Sie brachte Wasser und ließ das Haus offen. Er hatte das Haus wohl verschlossen. Er schlief. Sie machte Feuer an, stellte den Pfeffertopf ans Feuer und tat ein Stück Hirschbraten hinein. Sie kochte es und ließ es am Feuer stehen. Als Maitchaule am Morgen erwachte, war das Essen fertig. Er hatte Maniokfladen. Er blieb misstrauisch, als er den Topf am Feuer fand und sagte: »Hier sind Leute!« Das Mädchen hatte sich wieder in einen Aasgeier verwandelt. Sie wollte sich ihm nicht zeigen. Dann ging er weg mit Bogen und Pfeilen, verschloss das Haus, ging ein Stück weit und kehrte dann zurück. Er wollte sehen, wer dies alles tat. Er verbarg sich in der Nähe des Hauses. Er hatte seine Angelrute absichtlich mitten im Haus liegen lassen. Er blieb versteckt und wartete. Da öffnete das Mädchen das Haus und trat heraus. Es war ein sehr schönes Mädchen mit vielen Perlen Schnüren an der Brust, an den Armen und Beinen. Sie hatte eine schöne Perlenschürze an. Das Mädchen ging zum Hafen. Maitchaule ging in das Haus, nahm die Angelrute und verbarg sich hinter dem Eingang. Da kam das Mädchen zum Hause zurück. Sie wusste von nichts und glaubte, der Mann sei weit. Sie kam in das Haus zurück mit Wasser. Sie stellte das Wasser hin und legte sich in die Hängematte. Da kam

Maitchaule hinter dem Eingang hervor mit der Angelrute in der Hand. Er sagte: »Jetzt habe ich eine Frau!« Sie war sehr schön und voll Perlen an Armen und Beinen. Sie wickelte sich voll Scham in die Hängematte. Er sagte: »Schäme dich nicht!«, und legte sich zu ihr.

Dann sagte er zu ihr: »Habe ich es dir nicht gesagt, du solltest dich in eine Frau verwandeln, um mit mir zu leben? Jetzt habe ich keine Mutter mehr. Ich habe niemand mehr. Ich bin ganz allein. Jetzt gehe nicht weg! Bleibe hier als meine Frau! Wir haben Pflanzungen. Ich habe die Pflanzungen nicht angelegt, aber ich habe sie übernommen. Meine Verwandten sind alle geflohen aus Furcht vor dem Krieg mit den Kuyalakog. Ich bin ganz allein. Jetzt kommen meine Verwandten nicht mehr. Wenn Essen fehlt, ich gehe jagen und fischen. Ich bringe dir Hirsch, Tapir oder Fische. Ich bin da, dass du keinen Hunger leidest. Jetzt bleibe hier im Haus und mache Maniokfladen für uns zu essen! Ich gehe jagen! Gehe nicht weg!«

Er ging jagen und fischen und ließ sie im Hause zurück. Er tötete einen Hirsch und zwei Schweine und brachte zuerst den Hirsch heim. Sie machte gerade Maniokfladen, als er zurückkehrte. Er ging wieder weg, um die Schweine zu holen. Er brachte das eine heim und ging wieder weg, das andere zu holen. Er brachte auch das andere. Sie hatte Maniokfladen bereitet und war dabei, Kaschirimasse zu machen. Er zerlegte den Hirsch und die beiden Schweine und legte die Stücke auf den Bratrost. Dann sagte er: »Das kannst du essen, wie du willst, roh oder gekocht!« Dann aß er mit ihr, und sie gewöhnte sich schnell an ihn. Sie hatte ihn gern, denn er brachte viel Wildbret heim. Er schlief die Nacht mit ihr.

Danach blieben sie einige Zeit in diesem Haus. Dann sagte sie: »Jetzt will ich meine Familie sehen! Habe Ge-

duld!« Maitchaule wollte sie nicht lassen. Er sagte zu ihr, wenn sie wegginge, würde er einen Strick nehmen und sich erhängen. Da sagte sie: »Nein! Ich gehe nicht weg! Ich gehe rasch, um meine Familie zu besuchen. Bleibe hier und erwarte mich hier! Gehe nicht weg von hier! Ich kann dich nicht mitnehmen, ohne dass dich mein Vater sieht. Ich gehe, Kumi holen und Kleider, dich zu bekleiden, damit du fliegen kannst, wie wir fliegen. Ich werde meinem Vater sagen, dass ich mit dir verheiratet bin.« – Dann sagte sie: »Weine nicht, wenn du mich vor dem Hause zum Himmel fliegen siehst!« – Er ging mit ihr zum Haus hinaus und sagte zu ihr: »Gehe nicht weg! Bleibe bei mir! Lass deinen Vater!« Sie beruhigte ihn und sagte: »Ich werde dich nicht verlassen. Ich will nur meinem Vater sagen, dass er jetzt einen Schwiegersohn hat.« Maitchaule wollte sie nicht weglassen. Da sagte sie: »Gut! Schneide mir meine Haare ab!« Der Mann schnitt ihr die Haare ab. Dann sagte sie: »Schneide ein Stück Bambus ab, stopfe die Haare hinein, blase Tabakrauch darauf und verstopfte es mit Bienenwachs! Wenn ich morgen nicht zurückkehre, so verstopfe es mit Pech! Dann muss ich dort sterben!« Dann verabschiedete sie sich und sagte: »Wenn ich nicht morgen sehr früh zurückkomme, komme ich nachmittags.« Dann ging sie weg, und er schaute ihr nach. Sie hüpfte mehrmals auf, verwandelte sich in einen Aasgeier und flog in Kreisen hoch und immer höher. Er schaute ihr nach, bis sie ganz klein wurde und verschwand. Da trat er ins Haus zurück, legte sich in die Hängematte und dachte viel nach. Er schlief nicht in dieser Nacht, sondern dachte immer nach.

Es wurde Morgen. Als sie wegging, hatte sie zu ihm gesagt: »Gehe morgen sehr früh vor das Haus und erwarte mich! Wenn ich nicht zurückkomme, erwarte mich bis zum Abend!« Er machte sich eine Zigarre im Haus. Dann

ging er aus dem Haus und setzte sich hin. Als er mit Rauchen fertig war, ging er ins Haus und legte sich schlafen. Er träumte. Im Traum sagte sie zu ihm: »Ich bin schon auf dem Heimweg mit zwei Schwägern.« Er erwachte plötzlich, ging vor das Haus und setzte sich nieder. Er war aufgeregt durch den Traum. Er schaute in die Höhe. Da sah er drei Aasgeier, wie er geträumt hatte, zwei weiße und einen schwarzen. Er wurde froh, als er sie erblickte. Sie kamen, in Kreisen fliegend, herab, bis sie ganz nahe über ihm waren. Sie sagte zu ihm: »Hier sind meine Brüder! Schäme dich meiner nicht! Ich schäme mich deiner auch nicht! Ebenso kannst du mit diesen da verkehren.«

Die Schwäger gewannen ihn lieb. Dann sagte sie: »Wir bleiben hier zwei Tage und gehen dann weg zum Himmel.« Da forderten ihn die Schwäger auf, einen Hirsch für sie zum Essen zu töten. Er schoss einen Hirsch und brachte ihn heim. Die Schwäger zerlegten den Hirsch, kochten ihn und aßen ihn. Es blieb ein Rest übrig, den sie auf dem Bratrost rösteten.

So blieben sie zwei Tage im Hause des Schwagers. Dieser zeigte ihnen seine Pflanzung, seinen Mais. Als sie kamen, hatten sie ihm ein Federkleid der Königsgeier mitgebracht. Die Frau befahl, ihren Mann damit zu bekleiden. Er zog das Kleid an und verwandelte sich in einen Aasgeier. Die Frau kaute Kumi und blies ihren Mann damit an. Sie sagte: »Jetzt wollen wir weggehen! Habe keine Furcht! Ich komme hinter dir her.« Die Schwäger flogen schon in Kreisen über ihm und erwarteten ihn. Sie sagte zu ihm: »Jetzt schlage mit den Flügeln! Wenn du mit den Flügeln schlägst, wirst du die Leiter sehen, die dort festgebunden ist.« Als er mit den Flügeln schlug, wurde er leicht. Er sah die Leiter und stieg auf ihr hinter den Schwägern her. Seine Frau flog hinter ihm her, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Er stieg empor, bis er

dem Himmel nahe war. Als er dem Himmel nahe war, sah er den Eingang des Königsgeiers. Seine Frau war dicht hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Sie kamen an den Eingang und traten ein. Das Haus des Königsgeiers war nicht weit vom Eingang des Himmels. Die Schwäger und die Frau gingen voraus. Er blieb zurück. Sie sagten: »Wir wollen unsern Vater rufen, damit er dich sieht!«

Sie kamen in das Haus des Königsgeiers, Kasanapodole, des Vaters der Königsgeier, und sagten zu ihm, dass der Mann dort stehe. Der Alte freute sich und ging mit seinen Söhnen hinaus, um den Mann seiner Tochter zu sehen. Er fand Maitchaule und sagte zu ihm: »Wir wollen ins Haus gehen!« Er nahm ihn mit in sein Haus. Er nahm ihn sehr gut auf. Es waren viele Leute da. – Wenn sie im Himmel ankommen, ziehen die Königsgeier die Kleider aus und sind dann Leute.

Es vergingen einige Tage. Da sagte seine Frau zu ihm: »Wenn du Hunger hast, so gehe in das Haus der Periquitos! Sie haben Maiskaschiri. Du brauchst nicht zu trinken, was wir hier trinken. Gehe in das Haus des Papagei! Dort bekommst du Maiskaschiri. Gehe in das Haus der gelben Periquitos! Sie haben Maiskaschiri.« – Alle Papageien, Periquitos und Araras haben Maiskaschiri. Im Himmel sind sie alle Leute. – Er ging in das Haus der Papageien und trank dort Maiskaschiri und führte ein gutes Leben mit den Papageien, Araras und Periquitos.

Eines Tages sagte der Königsgeier zu seiner Tochter: »Sage deinem Manne, dass er den See Kapöiakupö in zwei Tagen austrocknet!« Es war ein sehr großer See. Als Maitchaule aus dem Haus der Periquitos zurückkehrte, sagte seine Frau zu ihm: »Mein Vater hat gesagt, du solltest den See Kapöiakupö in zwei Tagen austrocknen.« Wenn er dies nicht fertigbrächte, wollte der Königsgeier ihn töten

und fressen. Maitchaule sagte zu seiner Frau: »Ich weiß nicht, wie ich diesen See austrocknen soll.«

Dann verstopfte er den Zufluss des Sees und fing an, das Wasser auszuschöpfen, sodass es zum Fluss ablief. Da begegnete ihm die Wasserjungfer. Sie sagte zu ihm: »Was machst du da, Schwager?« Er antwortete: »Kasanapodole hat mir befohlen, diesen See auszutrocknen. Er hat mich auf die Probe gestellt. Er will mich fressen.« Da sagte die Wasserjungfer: »Er wird dich nicht fressen! Wir helfen dir! Wir trocknen den See aus!« Dann begegnete ihm der Vogel Uoimeg. Er fragte ihn: »Was machst du da, Schwager?« Da antwortete die Wasserjungfer: »Dieser Mann hier ist beauftragt von Kasanapodole.« Uoimeg fragte: »Wozu?« Die Wasserjungfer antwortete: »Er soll diesen See austrocknen.« Uoimeg sagte: »Gut! Ihr könnt ihn abdämmen! Ihr könnt ihm helfen!« Da sagte die Wasserjungfer: »Wir helfen ihm. Wir schöpfen das Wasser aus.« Sie sagte zu Uoimeg: »Du gehst auf den Weg und benachrichtigst mich, wenn Leute kommen!« Uoimeg antwortete: »Gut! Ich gehe auf den Weg und gebe acht. Wenn Leute kommen, rufe ich: ›uoimeg – uoimeg!‹ Dann versteckt ihr euch!« Er ging auf den Weg.

Die Wasserjungfern – es waren viele – fingen an, Wasser auszuschöpfen. Sie befahlen Maitchaule, sich niederzusetzen, und sagten zu ihm: »Wenn Uoimeg singt, nimmst du die Kalabasse und schöpfst Wasser aus.« Die Wasserjungfern schöpften nun in aller Eile Wasser aus. Uoimeg lauerte auf dem Weg, ob Leute kämen. Sie schöpften so viel Wasser aus, dass der See schon anfang trocken zu werden. Da sang Uoimeg auf dem Weg. Alle Wasserjungfern versteckten sich und Maitchaule ergriff die Kalabasse. Da kam seine Frau und sagte: »Mein Vater schickt mich, zu fragen, ob du fertig seist.« Er antwortete: »Ich bin noch nicht fertig.« Da

sagte sie: »Wenn du bis morgen nicht fertig bist, kommt mein Vater hierher.« Er antwortete: »Ich weiß nicht, ob ich heute fertig werde.« Die Wasserjungfern hatten sich alle versteckt. Die Frau ging weg. Da erschienen die Wasserjungfern wieder, und er setzte sich hin. Die Wasserjungfern begannen wieder Wasser auszuschöpfen. Sie schöpften viel Wasser aus, und der See wurde immer trockner. Es fehlte nur noch ein kleines Stück. Da kam die Frau wieder. Die Wasserjungfern versteckten sich wieder alle, und Maitchaule nahm die Kalabasse in die Hand. Die Frau sagte: »Mein Vater schickt mich, zu fragen, ob du fertig seist. Er hat Hunger.« Sie sagte: »Ich will hier warten!« Er aber erwiderte: »Nein! Gehe weg! Ich bleibe allein hier. In kurzem bin ich dort!« Als sie weg war, erschienen die Wasserjungfern wieder. Sie schöpften viel Wasser aus, und der See wurde trocken. Da kamen alle Tiere zum Vorschein, die in dem See waren: viele große Wasserschlangen, Alligatoren, Fische, Schildkröten u. a. Dann sagte die Wasserjungfer: »Fertig, Schwager! Jetzt kannst du es deinem Schwiegervater sagen! Wir gehen weg! Gehe hin, deinen Schwiegervater zu rufen.« Sie gingen weg.

Maitchaule ging weg mit Uoimeg. Er kam in das Haus. Uoimeg blieb draußen nahe beim Haus. Maitchaule sagte zu seinem Schwiegervater: »Der See ist fertig!« Da freute sich der Alte. Maitchaule sagte: »Es sind dort viele Fische, Wasserschlangen, Alligatoren!« Da schickte Kasanapodole einen seiner Söhne aus, nachzusehen, ob es nicht vielleicht eine Lüge seines Schwiegersohnes sei. Der Sohn des Königsgeiers ging hin nachzusehen und fand sehr viele Fische, Alligatoren, Schlangen, denn der See war sehr groß. Er kehrte zurück und sagte: »Es war keine Lüge, mein Vater. Der See ist trocken. Es sind dort sehr viele Fische, Wasserschlangen, Alligatoren, Schildkröten und andere Tiere.« Da

sagte der Alte: »Morgen wollen wir alle anderen Leute einladen, um die Fische zu greifen!«

Am anderen Morgen kamen viele Leute, um die Fische zu fangen. Sie gingen hin. Der Alte blieb zu Hause und sagte zu ihnen: »Verliert nichts! Fangt alles, was im See ist!« Die Leute fingen viele Tiere und brachten Tragkörbe voll nach Hause. Der Alte freute sich über die vielen Fische. Er befahl, Blätter abzuschneiden. Die Leute brachten Blätter und breiteten sie auf dem Boden aus. Dann befahl der Alte, alle Fische aufzuschneiden und auf die Blätter zu legen. Sie zerschnitten alle Tiere und legten sie auf die Blätter. Dann befahl er, sie mit Blättern zuzudecken. Sie aßen viele davon. –

Was tat dann Kasanapodole? Er befahl seinem Schwiegersohn, auf einem Felsen ein Haus zu bauen. Wenn er es nicht fertigbrächte, wollte er ihn töten und fressen. Er befahl dies alles in der Absicht, ihn zu töten. Maitchaule ging weg. Kasanapodole hatte ihm ein Grabscheit mitgegeben. Maitchaule kam zum Felsen und stieß mit dem Grabscheit dagegen, konnte aber kein Loch machen. Da begegnete ihm der Regenwurm. Er fragte ihn: »Was machst du da, Schwager?« Maitchaule antwortete: »Kasanapodole hat mich beauftragt, hier auf dem Felsen für ihn ein Haus zu bauen.« Der Regenwurm sagte: »Gut! Ich will hier in den Felsen eindringen! Wenn ich eingedrungen bin, setze sofort die Hauspfosten in das Loch!« Sogleich drangen viele Regenwürmer hier und dort in den Felsen ein. Die Hauspfosten lagen fertig da. Der Alte hatte sie schlagen lassen. Maitchaule setzte alle Hauspfosten ein, fügte die Querbalken an und setzte das Dachgerüst darauf.

Als er das Dachgerüst fertig hatte, begegnete ihm der Webervogel. Dieser fragte ihn: »Was machst du da, Schwager?« Er antwortete: »Kasanapodole hat mir befohlen, hier auf diesem Felsen ein Haus für ihn zu bauen. Ich bin dabei,

es hier zu bauen.« Da sagte der Webervogel: »Gut, Schwager! Ich will dir helfen! Setze dich hierher! Schau mir nicht nach! Ich klettere in die Höhe.« Der Webervogel kletterte in die Höhe. Maitchaule blieb unten sitzen und blickte ihm nicht nach. Der Webervogel deckte das Haus in einem Augenblick. Dann stieg er herab. Er sagte zu Maitchaule: »Fertig! Jetzt kannst du hinsehen!« Maitchaule schaute aufwärts. Das ganze Haus war gedeckt. Alles war verschlossen. Der Webervogel schickte ihn aus dem Haus und sagte zu ihm: »Setze dich hierher und blicke nicht nach dem Haus!« Maitchaule ging hinaus und setzte sich hin mit abgewendetem Gesicht. Der Webervogel deckte nun alle Wände und machte einen Zugang vorn und hinten. Dann befahl er ihm, sich umzuwenden, und sagte: »Fertig! Das Haus ist fertig, Schwager!« Maitchaule sah das ganze Haus gedeckt, mit Wänden und Zugängen. Dann sagte der Webervogel: »Jetzt kannst du zu deinem Schwiegervater gehen und ihm sagen, dass das Haus fertig ist. Ich gehe weg! Erzähle nicht, dass ich das Haus gebaut habe!« Der Webervogel ging weg. Der Regenwurm ging auch weg. Maitchaule ging zum Hause seines Schwiegervaters und sagte ihm, das Haus sei fertig. Der Alte freute sich und ging hin, das Haus zu sehen. Er fand das Haus schön und kehrte nach Hause zurück.

Dann sagte er zu seinem Schwiegersohn: »Jetzt mache mir eine Bank aus Stein mit zwei Köpfen wie mein Kopf!« Maitchaule dachte nach. Dann ging er weg. Der Alte wollte die Bank für sein neues Haus haben. Nahe dem Haus war ein runder Fels. Maitchaule schlug darauf. Es flog auch ein Stück davon ab, aber es reichte zu nichts. Da begegneten ihm die weißen Termiten. Sie fragten ihn: »Was machst du da, Schwager?« Er antwortete: »Ich bin dabei, hier eine Bank zu machen für Kasanapodole. Er befahl, zwei Köpfe daran zu machen, wie sein Kopf.« Da befahlen ihm die Ter-

miten, seine Hängematte im Hause anzubinden, und sagten zu ihm: »Schau nicht auf uns! Wir wollen dir alle helfen! Wir wollen eine Bank machen, aber eine Bank, die geht, wie die Leute!« Maitchaule ging ins Haus, band seine Hängematte an und legte sich hinein. Die Termiten blieben draußen und machten die Bank. Es war morgens, als er ihnen begegnet war. Sie machten die Bank in einem Augenblick. Bis zum Mittag waren sie damit fertig. Dann riefen sie: »Fertig, Schwager! Die Bank ist fertig!« Da ging er hinaus, und die Termiten sagten zu ihm: »Erschrick nicht, Schwager! Wir wollen die Bank in das Haus gehen lassen!« Dann sagten sie zur Bank: »Gehe ins Haus!« Die Bank hatte zwei Köpfe wie Kasanapodole. Die Bank ging dahin, wie eine Schildkröte geht. Maitchaule erschrak. Die Termiten sagten zu ihm: »Erschrick nicht! Sie frisst niemand!« Die Bank ging ins Haus. Dann sagten sie zu Maitchaule: »Fürchte dich nicht! Wenn du zur Bank sagst: ›Gehe dahin! Wechsele deinen Platz, meine Bank!‹, dann geht sie. Wenn du zu ihr sagst: ›Bleibe stehen, meine Bank!‹, dann bleibt sie stehen.« Dann befahlen sie ihm, der Bank zu sagen, sie solle gehen. Da befahl er der Bank zu gehen: »Ich will, dass du hinausgehst, meine Bank! Bleibe gegenüber dem Eingang stehen!« Die Bank ging hinaus und blieb gegenüber dem Eingang des Hauses stehen. Dann sagten die Termiten: »Jetzt kannst du zu deinem Schwiegervater sagen, die Bank sei fertig. Erzähle ihm aber nichts von uns! Wir gehen weg!« Die Termiten gingen weg. Er ging zum Hause seines Schwiegervaters. Kasanapodole gab ihm Kaschiri zu trinken. Es waren alle die verfaulten Tiere aus dem See, Fische, Alligatoren, Schlangen, die voll Würmer waren. Das ist das Payua für die Königsgeier. Er trank nichts davon, sondern gab alles seiner Frau. Diese trank das Payua. Er trank Maiskaschiri im Hause der Periquitos, Papageien und Araras. Er

trank auch Maniokkaschiri im Hause der Enten. Diese hatten Maniokpflanzungen. Maitchaule verbarg heimlich ein Maiskorn in seinem Mund und nahm es mit, als er wieder hinunter auf die Erde ging. In jener Zeit hatten die Leute auf Erden noch keinen Mais.

An diesem Tag, als er seinem Schwiegervater gemeldet hatte, die Bank sei fertig, sagte er zu ihm: »Erschrick nicht vor der Bank!« Kasanapodole sagte zu Maitchaule: »Komm mit mir!« Er lud auch seine Söhne ein, mitzugehen und die Bank zu sehen. Sie gingen zu dem neuen Haus. – Als die Bank fertig war, hatte Maitchaule die Wespen darangesetzt und zu ihnen gesagt: »Wenn Kasanapodole sich auf die Bank setzt, stecht ihn!« – Maitchaule forderte nun seinen Schwiegervater auf, sich auf die Bank zu setzen, und sagte zu ihm: »Erschrick nicht!« Dann sagte er zur Bank: »Gehe ins Haus!« Als sich Kasanapodole auf die Bank setzte, wurde er von den Wespen zerstoehen, und die Bank lief mit ihm weg. Da erschrak der Alte so, dass er aufsprang und weglief, ganz zerstoehen von den Wespen. Er stieß mit dem Kopf wider einen Baum und fiel zu Boden. Auch seine Söhne liefen alle weg. Der Alte wälzte sich, ganz wirr im Kopf, auf dem Boden umher und konnte nicht gehen. Da befahl Maitchaule der Bank, sie solle nahe zu dem Alten hingehen. Als die Bank ankam, stieß sie der Alte zurück. Aber die Bank kam immer wieder hinter ihm her. Maitchaule befahl der Bank, immer hinter dem Alten herzulaufen. Er sagte zu ihr: »Wenn der Alte nach seinem Haus geht, kommst du hinter ihm her und bleibst am Eingang stehen!« Der Alte lief wie verrückt nach seinem Haus; die Bank immer hinter ihm her. Der Alte lief in sein Haus und verschloss die Tür hinter sich. Die Bank blieb am Eingang stehen.

Dann dachte Maitchaule nach, wie er wieder auf die Erde hinunterkommen könnte. Da begegnete ihm der Vogel

Murumuruta, die Nachtigall. Sie fragte ihn: »Was machst du da, Schwager?« Maitchaule antwortete: »Ich denke nach, wie ich nach unten zurückkehren kann.« Da sagte Murumuruta: »Warte, ich hole Kumi!« Sie ging weg, um Kumi zu holen. Maitchaule blieb zurück. In kurzem kam Murumuruta wieder mit Kumi. Sie sagte zu Maitchaule: »Bücke dich! Ich will dich mit Kumi anblasen!« Sie kaute Kumi und blies ihn damit an. Maitchaule wurde sehr leicht. Dann befahl ihm Murumuruta, ihr Kleid anzuziehen. Maitchaule zog das Kleid an. Dann sagte der Vogel: »Jetzt schlage mit den Flügeln!« Da flog Maitchaule. Sie flogen weg. Sie kamen zum Eingang des Himmels. Da sagte der Vogel: »Jetzt bücke dich!« Maitchaule bückte sich und flog durch den Eingang des Himmels. Sie flogen weg, abwärts. Murumuruta wusste, wo Maitchaules Verwandten waren. Sie führte Maitchaule zum Hause seiner Verwandten. Nahe dem Haus war ein Bach, wo der Hafen war. Der Vogel ließ ihn am Hafen und sagte zu ihm: »Jetzt gehe hin nach dem Hause deiner Verwandten! Ich gehe weg!« Murumuruta ging weg.

Maitchaule kam in das Haus seiner Verwandten. Sie erkannten ihn und fragten ihn: »Wo kommst du her? Wo bist du gewesen?« Er antwortete: »Ich war im Himmel im Hause des Königsgeiers.« Er erzählte, er habe eine Tochter des Königsgeiers gefangen und sei von ihr zum Himmel getragen worden. Kasanapodole habe ihn fressen wollen. Deshalb sei er weggegangen. Murumuruta habe ihn hergebracht.

Er blieb hier bei seinen Verwandten. Sie hatten eine neue Pflanzung. Da pflanzte er das Maiskorn, das er mitgebracht hatte. Daraus entstand Mais mit zwei Kolben. Da wollten die Verwandten den Mais essen. Er aber sagte: »Nein! Lasst ihn als Samen, um viel zu pflanzen!« Der Mais wurde trocken. Dann schlugen sie eine andere Rodung und brannten

sie. Dort pflanzten sie Mais. Die anderen Verwandten erfuhr es, dass er Mais hatte. Sie kamen und erbaten von ihm Mais. Er gab ihnen aber nicht gleich einen Kolben, sondern nur ein Korn. Er verkaufte es ihnen für eine Hängematte. Er sagte zu ihnen: »Ich habe nur ein Korn vom Himmel gebracht und es dort bezahlt. Hier unten hättet ihr niemals Mais gefunden. Ich habe ihn vom Himmel holen müssen.« Dann verbreitete sich der Mais. Die Leute pflanzten viel Mais, und er blieb alle für uns. Es ist der Mais, den wir heute haben.

Maitchaule setzte auch die Wespen neben die Webervögel. Seit dieser Zeit sind die Webervögel immer vereinigt mit den Wespen. Die Webervögel machen Nester bei dem Haus der Wespen. Sie sind Freunde bis auf den heutigen Tag. – Das ist das Ende der Geschichte.

Die Mondblume Brasilien¹

Es lebte einmal – es ist so lang her, dass ich nicht mehr daran denken kann –, es lebte einmal ein großer und mächtiger Häuptling, ein reicher Herr, der viele Herden besaß und dem viel Land gehörte. Er war ein König unter den Häuptlingen, so mächtig und so stark war er.

Dieser Mann hatte drei Söhne. Und als er alt wurde, fragten sie ihn eines Tages: »Du, Vater, sage uns, wer einmal deine Herden, deine Häuser und deinen Landbesitz erben soll. Sag du es uns, Herr, damit es keinen Streit zwischen uns Brüdern gibt.«

Der Vater aber liebte alle seine drei Söhne gleich, und er konnte sich nicht entscheiden, einen zu bevorzugen. Da dachte er lange nach und kam doch zu keinem Entschluss. Da ließ er alle Zauberer seines Landes rufen, und als sie vor seiner Hütte saßen, ging er hinaus und sagte: »Alte und weise Onkel, wie ihr wisst, habe ich drei Söhne: Subu, Boba und Bofa. Nun weiß ich nicht, wem ich alle meine Sachen vererben soll, und ich will aber auch nicht, dass nach meinem Tod ein Streit ausbricht und die Brüder sich gegenseitig umbringen. Was soll ich tun?«

Die Zauberer schwiegen lange, tranken Schnaps und rauchten ihre Pfeifen. Da tuschelten sie untereinander, und endlich stand einer auf und sagte: »Hoher und weiser Herr. Wir wissen nichts, gar nichts. Aber der Älteste von uns wohnt auf einem Berg. Er ist schon so alt, dass er nicht mehr gehen oder reiten kann. Man muss zu ihm hingehen, wenn man etwas von ihm will. Aber er ist mächtig klug.«

Da sagte der König: »Gut, geht nach Hause! Morgen wer-

1 Das Märchen geht auf eine afrobrasilianische Erzähltradition zurück.

den wir uns auf den Weg machen, um den Zauberer-Ältesten zu besuchen.«

Am andern Tag ließ er sich sein Reittier, einen Maulesel, bringen, und Subu musste ihn führen, während Boba und Bofa die Lebensmittel und die Waffen des Vaters tragen mussten.

So wanderten sie den ganzen Tag durch das Buschland, und am Abend befahl der Vater, zu halten und ein Lager aufzuschlagen. Dann schickte er seine Söhne aus, Holz für das Feuer einzusammeln. Als die drei Brüder durch die Gegend streiften, stießen sie auf eine Fallgrube, in der ein Elefant war. Boba und Bofa kümmerten sich nicht um das Tier, aber Subu hatte Mitleid mit dem Elefanten, und er warf so lange Steine und Erde in die Grube, bis der Elefant heraussteigen konnte. Und als er wieder in Freiheit war, sagte der Elefant zu Subu: »Du hast mir das Leben gerettet, denn morgen wären die Jäger gekommen und hätten mich getötet. Wenn du selbst einmal in Not kommen solltest, so rufe: »Juijuijuijui«, und dann werde ich kommen und dir helfen.«

In der Zwischenzeit waren Boba und Bofa zum Lager zurückgegangen und hatten ein Feuer angezündet. Der Vater fragte: »Wo ist denn euer Bruder Subu?« – »Er ist hingegangen, um sich mit einem Elefanten zu vergnügen«, sagten sie.

Als endlich auch Subu mit seinem Holz zum Lager kam, fragte der Vater: »Subu, wo bist du gewesen? Und was hast du getrieben, dass du erst jetzt kommst?« – »Vater, ich habe einen Elefanten befreit, der in eine Fanggrube gefallen war.« Da sagten Boba und Bofa: »Immer muss er sich in die Sachen anderer einmischen. Hättest du doch den Elefanten dort gelassen, wo er war. Morgen werden die Jäger kommen, und wenn sie merken, dass du den Elefanten befreit hast, dann werden sie böse sein und uns verfolgen.«

Der Vater aber sagte nichts.

Am nächsten Tag zog der Häuptling mit seinen drei Söhnen weiter, und am Abend waren sie am Fuße eines hohen Gebirges angekommen. Da befahl der Vater wieder, ein Lager aufzuschlagen und Holz für ein Feuer zu sammeln. Und die drei Brüder gingen weg, jeder in einer eigenen Richtung, denn sie brauchten viel Holz, um das Feuer die ganze Nacht brennen lassen zu können und damit die wilden Tiere abzuschrecken.

Subu war noch nicht weit gegangen, da stieß er auf eine Falle, in der ein Leopard gefangensaß. Er wagte es nicht, sich der Falle zu nähern, aber da sprach ihn der Leopard an und sagte: »Subu, wenn du mich herauslässt, sollst du es nicht bereuen, denn dann werde ich dein Freund sein und dir helfen.« Da ging Subu hin und half dem Leoparden aus seiner Falle heraus.

Auch diesmal kam Subu als Letzter mit seinem Holz zum Lager zurück, und der Vater fragte ihn: »Subu, was ist das, dass deine Brüder schon lange da sind, und du kommst erst jetzt?« – »Herr, ich habe eine Falle gefunden, in der ein Leopard gefangensaß, und ich habe ihn befreit.«

Da wollten Boba und Bofa über Subu herfallen und ihn verprügeln, und sie schrien: »Immer lässt er die wilden Tiere laufen! Was nun, wenn der Leopard heute nacht kommt und uns auffrisst. Auch wir haben jeder eine Falle mit einem Leoparden gesehen, aber wir haben uns gehütet, die bösen Tiere herauszulassen, sosehr sie uns auch angefleht haben.«

Aber der Vater sagte: »Lasst Subu in Frieden, kocht lieber das Essen und geht zeitig schlafen. Morgen müssen wir auf den Berg steigen. Das wird sehr mühsam werden.«

Als die Brüder eingeschlafen waren, schlich sich Subu davon, und er suchte, bis er die beiden andern Leoparden gefunden hatte. Und er befreite auch sie aus ihren Fallen, dann kehrte er zum Lager zurück und legte sich schlafen.

Am nächsten Tag war Subu recht müde, denn er hatte nur wenig geschlafen; aber er beklagte sich nicht, und als der Berg so steil wurde, dass der Maulesel nicht mehr gehen konnte, nahm er willig seinen Vater auf die Schultern und stieg weiter den Berg hinauf.

Der Berg hatte keine Spitze, sondern er war oben rund wie ein Topf, und innen hatte er einen tiefen Krater. In dem Krater wohnte der Zauberer.

Als der Häuptling oben angekommen war, wurde es schon finster, und so konnte man nicht mehr den Weg suchen, der innen hinunterführte. So befahl der Vater wiederum, das Lager aufzuschlagen und ein Feuer zu machen.

Nun war es aber mit dem Feuer schwer, denn es wuchsen keine Bäume oder Büsche mehr oben auf dem Berg. Boba und Bofa begnügten sich daher damit, ein paar Büschel Gras auszurupfen und damit zum Lager zurückzukehren. Subu aber kletterte ein Stück in den Krater hinunter, bis er zu einem Gebüsch kam. In dem Buschwerk aber hatte sich ein Affe in einer Liane verfangen und konnte sich nicht befreien. Subu half ihm heraus, und der Affe sagte: »Subu, du bist jetzt mein Freund, und wenn du meine Hilfe brauchst, dann werde ich da sein.«

Als Subu mit dem Holz zum Lager kam, sagten die Brüder nichts, aber der Vater sprach: »Da seht, ihr Faulen: es gibt doch Holz, und ihr habt nur Gras gebracht.« Boba und Bofa schämten sich, aber auf ihren Bruder hatten sie eine Wut.

Am nächsten Tag suchten sie den Abstieg in den Kessel, und sie fanden eine Schlucht, die in den Krater hinunterführte. Sie kamen unten an und fanden die Hütte des alten Zauberers. Der Vater ließ die Söhne vor der Hütte zurück und ging hinein. Der Zauberer saß am Feuer und rührte in einem Topf um. Der Häuptling verbeugte sich und sagte: »Friede und langes Leben!« – »Setz dich, Häuptling!«, sagte

der alte Zauberer, ohne aufzusehen. »Ich weiß schon, warum du kommst. Du willst mich wegen der drei Söhne befragen. Ich könnte dir sagen, wer von ihnen der Tüchtigste ist. Aber du sollst sie selbst erproben, sonst glaubst du mir nicht. Darum rate ich dir: schicke sie aus, sie sollen die Mondblume bringen! Wer sie heimbringen kann, der soll dein Erbe und die andern seine Diener sein.«

Der Häuptling kehrte nach Hause zurück, dann schickte er die Söhne um die Mondblume aus. Sie wussten aber nicht, wo sie die Mondblume finden könnten, und so befragten sie die Zauberer, und die alten Onkel sagten: »Da müsst ihr auf das höchste Gebirge gehen, das es gibt. Oben auf dem höchsten Gipfel hat ein Storch sein Nest, und dieser Storch fliegt jeden Monat einmal auf den Mond. Und dort in einem Teich wächst die Mondblume. Da ist jedoch schwer hinzukommen, denn eine große Schlange bewacht den Teich und frisst alle Wesen, die in ihre Nähe kommen.«

Die drei Brüder machten sich also auf den Weg. Sie wanderten und wanderten, bis ihnen die Füße weh taten, und als sie kaum mehr weiterkonnten, da waren sie erst am Fuße eines hohen Gebirges. Da sagte Boba: »Geht ihr weiter, wenn ihr Lust habt! Ich aber bleibe hier, und wenn ich mich ausgeruht habe, dann gehe ich wieder heim. Soll die Herden erben, wer will! Ich kann auch so leben und will mir nicht den Hals brechen.«

Während Boba sich ins Gras legte und schlief, begannen Subu und Bofa auf das Gebirge hinaufzusteigen, und als sie schon meinten, sie seien oben angekommen, da sahen sie eine wüste Ebene, auf der abermals ein hoher Berg stand. Dieser Berg aber war so hoch, dass sein Gipfel in den Wolken verschwand. Die ganze Ebene aber war erfüllt von wilden Tieren.

Da verließ auch den Bofa der Mut, und er sagte zu Subu:

»Nein, hier ist nichts zu erben. Sterben aber mag ich nicht. Komm, lass uns umkehren. Mag unser Vater die Herden unter uns aufteilen, oder mag er sie auch behalten. Ich gehe nicht weiter.« – »Versuchen wir es wenigstens!«, meinte Subu. Aber Bofa wollte nicht, und so machte sich Subu allein weiter auf den Weg. Er durchquerte die Ebene und kam zu dem Berg, der war so steil wie ein Turm und so glatt wie Glas. Einen ganzen Tag versuchte Subu, auf den Berg hinaufzuklettern, aber wenn er einmal zwei oder drei Meter hoch gekommen war, rutschte er wieder aus und fiel auf den Boden herunter. Er wollte schon aufgeben, denn es wurde finster, und auf den nächsten Tag warten, da kam auf einmal jener Affe, den er befreit hatte, und sagte: »Subu, du und ich sind Freunde. Ich werde dir helfen, denn wenn du auf den Mond willst, musst du noch heute auf die Spitze des Berges gelangen. Heute Nacht ist Vollmond, und dann wird der Storch zum Mond fliegen. Wenn du aber heute nicht hinaufkommst, dann musst du einen Monat lang warten. Komm, gib mir deine Hand, und ich werde dich hinaufziehen!«

Und er packte Subu bei einer Hand und kletterte den Berg hinauf, indem er Subu hinter sich herzog. Und ganz schnell waren sie oben an der Spitze, über den Wolken. Da sah Subu das Nest des Storches.

Der Affe aber sagte: »Gevatter, tust du mir einen Gefallen?« Der Storch antwortete: »Gevatter, was soll es denn sein?« – »Schau, Gevatter, dies hier ist mein Freund Subu, der mir das Leben gerettet hat. Er möchte auf den Mond hinauf. Kannst du ihn hinfliegen?« – »Was will er denn auf dem Mond?« – »Er will sich eine Mondblume aus dem Teich holen.« – »Soso! Das ist aber gefährlich. Wenn er in der Nacht hingeht, dann findet er die Blume nicht, und wenn er am Tag hingeht, dann frisst ihn die Schlange. Aber wenn er will, dann kann ich ihn hinauffliegen. Wie er wieder her-

unterkommt, ist dann seine Sache, denn ich muss noch diese Nacht zurückfliegen.«

Damit nahm der Storch Subu auf seinen Rücken und flog zum Mond hinauf. Und dort setzte er ihn ab, aber weit vom Teich weg, und sagte: »Warte, bis es Tag ist! Viel Glück!« Und flog davon.

Subu wartete bis zum nächsten Morgen, dann machte er sich auf den Weg zum Mondteich. Aber als er in die Nähe kam, roch ihn die Schlange, und sie kroch auf ihn zu, um ihn zu fressen. Subu ging zwar mutig mit einem Prügel auf sie zu, aber das hätte ihm nicht geholfen, denn die Schlange war so groß, dass sie hundert Männer hätte fressen können. In der größten Not erschienen jedoch plötzlich die drei Leoparden, die Subu aus ihren Fallen befreit hatte, und sie stürzten sich auf die Riesenschlange.

Es gab einen langen Kampf hin und her, denn die Leoparden konnten die Schlange nicht überwinden, aber auch die Kraft der Schlange reichte nicht aus, die Leoparden zu erwürgen, denn wenn sie einen umschlungen hatte, dann bissen sie die beiden andern so, dass sie ihn wieder loslassen musste. So rangen sie lange, bis sie alle erschöpft waren. Da kroch einer der Leoparden zu Subu und sagte: »Geh du jetzt schnell zum Teich und hol die Blume. Wir werden inzwischen mit der Schlange weiterkämpfen. Aber beeile dich, denn wir sind schon müde und können der Schlange nicht mehr lange widerstehen.«

Da sprang Subu so schnell er konnte zum Ufer des Teiches. Er riss jedoch nicht eine Blume aus, sondern er grub ihre Wurzeln frei, wickelte sie in ein großes Blatt und lief zurück. Da gaben die Leoparden die Schlange frei und rannnten mit Subu so weit, dass die Schlange ihnen nicht mehr folgen konnte. Sie ist nämlich an die Nähe des Teiches gebunden.

Nun saß Subu da auf dem Mond, wo es nichts zu essen und zu trinken gibt, und dachte: ›Wenn ich jetzt bis zum nächsten Vollmond warten muss, bis der Storch wieder heraufgeflogen kommt, dann bin ich schon vorher verhungert und verdurstet.‹ Und er war verzweifelt, weil er meinte, dass alles umsonst gewesen sei.

Aber was taten in der Zwischenzeit die Leoparden? Ja, was taten sie? Sie sprangen auf die Erde herunter und gingen den Elefanten suchen, jenen Elefanten, dem Subu aus der Fallgrube herausgeholfen hatte.

Als sie endlich den Elefanten gefunden hatten, riefen sie: »Onkelchen, unser Freund, der auch dein Freund ist, sitzt auf dem Mond und kann nicht mehr herunter.« – »Soso«, sagte der Elefant, der ein Witzbold war, »wenn er nicht kann, warum ist er dann hinaufgestiegen?« – »Aber Onkelchen, das musst du doch selbst wissen: er wollte eine Mondblume holen.« – »Hm, hm«, machte der Elefant, »besser die Mondblume hätte sich den Subu geholt. Nun, das wird sie noch tun. Aber ihr versteht das ja nicht. Aber beruhigt euch, ich werde also unserm Freund Subu helfen!«

Damit machte er sich auf zu dem Gebirge, das unterm Mond liegt. Und dort blies er sich auf, dass er dick und groß wie ein Berg wurde. Und dann streckte er seinen Rüssel, der so dick wie der stärkste Baumstamm war. Er reckte und streckte ihn, bis er so dünn wurde wie ein Seil. Aber dabei wurde der Rüssel länger und länger und reichte bis zum Mond hinauf. Und da sagte der Elefant: »Los, Subu, rutsche an meinem Rüssel herunter! Aber schnell, schnell, denn ich kann nicht lange so stehen!«

Da nahm Subu das Blatt mit der Mondblume zwischen die Zähne und rutschte am Rüssel des Elefanten hinunter auf die Erde.

Drei Tage später war Subu bei seinem Vater. »Hier, Herr:

da ist die Mondblume.« – »Gut gemacht, Söhnchen. Pflanze sie im Garten ein. Ich werde dir eine Frau suchen, dann sollst du heiraten und mein Nachfolger werden.«

Da ließ der Häuptling alle Mädchen seines Stammes zusammenrufen, und er zeigte sie Subu und sagte: »Hier wähle dir eine Frau aus!«

Aber Subu wollte keine gefallen, oder vielleicht gefielen ihm auch alle, und er wollte keine kränken, ich weiß es nicht. Jedenfalls mussten die Mädchen alle wieder heimgehen, denn Subu konnte sich nicht entscheiden. Und zu seinem Vater sagte er: »Vater, ich bitte dich, lass mir noch ein wenig Zeit, und ich werde schon eine Frau finden.«

Der Vater war damit zufrieden.

Die Mondblume aber war im Garten eingepflanzt und wuchs und gedieh gut. Und in der nächsten Vollmondnacht hörte Subu eine schöne Stimme singen:

»Mondblume nennt man mich,
Am Blütenkleid erkennt man mich.
Wer mich pflückt zur Vollmondnacht,
Wird von mir glücklich gemacht.«

Da stand er auf und ging der Musik nach, und so kam er in den Garten, und dort sah er, dass die Mondblume aufgeblüht war, und in der Blüte saß ein kleines Mädchen und sang. Er wagte sich nicht zu rühren und schaute die Blume an, bis sie sich am Morgen wieder schloss und das Mädchen damit verschwand.

Als sein Vater aufgewacht war, ging Subu zu ihm und erzählte ihm, was er in der Nacht gehört und gesehen hatte. Sein Vater hörte ihm ruhig zu, und sagte: »Subu, wir müssen aufpassen. Wenn wir jetzt etwas falsch machen, dann werden wir es später bereuen. Es könnte sein, dass das

Mädchen stirbt, wenn wir die Blume abreißen. Es ist das beste, du gehst zu dem alten Zauberer, bei dem wir damals waren, und fragst ihn um Rat.«

So machte sich Subu abermals auf und wanderte zu dem alten Zauberer. Der saß immer noch an seinem Feuer und sagte, ohne aufzusehen, zu Subu: »Friede mit dir, Söhnchen! Du hast meinen Kindern geholfen, und meine Kinder haben es wieder an dir gutgemacht, denn der Elefant, der Affe und die Leoparden sind meine Kinder. Nun, du willst wissen, wie du es machen musst, dass du das Mädchen zur Frau bekommst, die in der Mondblume wohnt. Ich werde es dir sagen: Wenn wiederum Vollmondnacht ist und das Mädchen singt:

›Mondblume nennt man mich,
Am Blütenkleid erkennt man mich.
Wer mich pflückt zur Vollmondnacht,
Wird von mir glücklich gemacht,«

dann musst du selbst singen:

›Pflücken möchte ich dich gern:
Schöne wie der Morgenstern,
Doch ich fürchte, weh zu tun.
Sag mir schnell: was mach ich nun?«

Dann warte ab, und tu das, was das Mädchen sagen wird.«

Subu kehrte nach Hause zurück und erzählte seinem Vater, was ihm der Zauberer geraten hatte. Und als die nächste Vollmondnacht kam, gingen sie gar nicht schlafen, sondern sie setzten sich in den Garten und warteten. Und um Mitternacht öffnete sich die Mondblume, und das Mädchen erschien und sang:

»Mondblume nennt man mich,
Am Blütenkleid erkennt man mich.
Wer mich pflückt zur Vollmondnacht,
Wird von mir glücklich gemacht.«

Da sang Subu zurück:

»Pflücken möchte ich dich gern:
Schöne wie der Morgenstern,
Doch ich fürchte, weh zu tun.
Sag mir schnell: was mach ich nun?«

Und darauf das Mädchen:

»Liebster, pflücke mich nur gleich,
Trag mich dann zum nächsten Teich,
Lass mich auf dem Wasser treiben,
Dann werd ich dir ewig bleiben.«

Da ging Subu hin, pflückte die Blüte ab und trug das Mädchen in der Blüte zum Teich, setzte sie aufs Wasser und ließ sie mit der Blüte dahintreiben. Dabei schlief Subu ein, und als er am nächsten Tag aufwachte, saß ein sehr, sehr schönes Mädchen neben ihm. Das war das Mondblumenmädchen. Am gleichen Tag haben sie geheiratet.

»Freunde, was ich hier berichte,
Ist das Ende der Geschichte.
Hat sie jemand nicht gefallen,
Soll er eine Runde zahlen!«

Makonaura und Anuanaitu Arawak (Suriname/Guyana)

In uralter Zeit, als die Großmütter unserer Großmütter noch nicht geboren waren, war die Welt ganz anders als heute. Die Bäume trugen unaufhörlich Früchte das ganze Jahr hindurch. Die Tiere lebten in vollkommener Eintracht, und das kleine Aguti spielte ohne Furcht mit dem Bart des Jaguars. Die Schlangen hatten kein Gift. Die Flüsse flossen gleichmäßig dahin ohne Fallen und Steigen. Selbst das Wasser der Kaskaden glitt langsam und sachte von der Höhe der Felsen. Mit einem Wort, alles war ganz anders als heute.

Es lebte noch kein Mensch, und Adaheli, den wir jetzt als unseren Gott anrufen, der sich aber damals die Sonne nannte, war betrübt darüber. Er stieg herab von den Himmeln, und der Mensch ward geboren von dem Kaiman. Es gab zwei Geschlechter. Die Frauen waren alle von einer bezaubernden Schönheit; aber unter den Männern gab es mehrere mit abscheulichen und abstoßenden Zügen. Das war die Ursache der Zerstreung. Die Menschen mit den anmutigen Zügen konnten nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft leben. Sie trennten sich von ihnen und wanderten nach Westen. Die Fratzen setzten sich mit den Frauen, die sie erwählt hatten, im Osten fest.

Viele Jahrhunderte sind vergangen; viele Generationen sind aufeinander gefolgt. Das Andenken an diese Zeit ist in Vergessenheit gesunken; kaum dass einige alte Frauen und die Zauberärzte eine schwache Erinnerung daran bewahrt haben.

Um jene Zeit lebte in der Gruppe der schönen Menschen ein junger Mann, genannt Makonaura, und seine schon sehr bejahrte Mutter. Der junge Mann war in jeder Beziehung anmutig. Von hoher Gestalt, beherrschte er seine Gefähr-

ten. Er trug einen Schaumshurz von eleganter Form, und hübsche Ringe hingen in seinen Ohren. Auf der Jagd hatte er nicht seinesgleichen, und seine Reusen füllten sich stets mit Fischen. Flocht er Körbe, so zeichneten sie sich durch ihre Anmut und Feinheit aus und übertrafen bei weitem alle Flechtarbeiten der anderen jungen Leute.

Seine alte Mutter war nicht weniger bemerkenswert. Mochte sie Hängematten verfertigen oder Kassawa bereiten oder Tapana-Getränk durchsiehen, sie tat alles mit einer besonderen Sorgfalt und einer staunenswerten Kunst. Man bewunderte sie.

Die beiden lebten in der vollkommensten Harmonie, nicht allein miteinander, sondern mit allen Gliedern ihres Stammes. Sie hatten nicht zu leiden, weder von der Hitze, noch von der Kälte. Böse Tiere belästigten sie nicht, denn es gab keine in der ganzen Gegend.

Eines Tages, als Makonaura seine Reuse aufnehmen wollte, fand er sie zu seiner Überraschung zerbrochen und alle Fische, die sie enthielt, halb verzehrt. Niemals seit Menschengedenken hatte sich eine solche Sache in seinem Stamme ereignet. Wütend dachte er sofort daran, sich zu rächen. Aber, wie sollte er den Dieb entdecken? Das Tiervolk bot ihm seine Dienste an. Ein Specht erschien. Er stellte ihn als Wache nahe bei seiner Reuse und befahl ihm, ihn durch Schläge mit dem Schnabel auf einen Baumstamm zu benachrichtigen, sobald sich ein Fremder, Mensch oder Tier, seiner Reuse nähern würde.

Bei der Rückkehr in sein Haus erzählte er seiner Mutter sein Abenteuer. Diese hörte ihn stillschweigend an. Während er sprach, kam ihr wieder alles, was sie von den uralten Legenden behalten hatte, in den Sinn, und sie hatte Furcht.

Den folgenden Tag in der Frühe machte Meister Specht einen großen Lärm. Man hörte sein wütendes »tok – tok!«

Makonaura lief in aller Hast herbei, aber, wie er sich auch beeilte, er fand bei seiner Ankunft seine Reuse ein zweites Mal leer und eingestoßen. Ganz außer sich, schalt er den Specht heftig aus wegen seiner Langsamkeit und Nachlässigkeit und setzte einen Cassicus an seine Stelle, damit er gut Wache halte.

Makonaura erwachte am folgenden Tag durch das wiederholte schallende »pong – pong« des Vogels. Er ergriff seinen Bogen und seine Giftpfeile und eilte sofort hin. Bei seiner Ankunft bemerkte er nahe bei seiner Reuse den Kopf eines Kaimans. Rasch schoss er, und sein Pfeil bohrte sich zischend zwischen die beiden Augen des Tieres, das mit einem furchtbaren »glu – glu« ins Wasser tauchte und verschwand.

Makonaura besserte seine Reuse aus, befahl dem Cassicus, gut auf sie acht zu geben, und zog sich zurück.

Eine Stunde war kaum vergangen, als plötzlich von neuem der Ruf des Cassicus erscholl. Makonaura lief den Weg zurück. Keuchend kam er an. Alle Wetter! Welche Überraschung! Ein junges Mädchen von blendender Schönheit war dort, ganz in Tränen. Gerührt von ihren Tränen, fragte er sie nach der Ursache ihres Kummers. »Ich kann es dir nicht sagen«, antwortete sie und bat ihn, sich zu entfernen. Er bestand darauf und erklärte, er würde nur weggehen, wenn sie einwilligte, ihn zu begleiten. »Aber, ich kann es nicht«, erwiderte die junge Unbekannte, die fast noch ein Kind war, »denn ...«, und ihre Stimme erlosch in einem Schluchzen. Makonaura nahm sie nun auf seine Schultern und trug sie in die Hütte seiner geliebten Mutter. Diese nahm die kleine Fremde gütig auf. »Wie heißt du, mein Kind?«, sagte sie zu ihr. Und die Kleine antwortete: »Anuanaitu.« – »Woher kommst du?« – »Aus weiter Ferne.« – »Wer sind deine Verwandten?« – »Oh! fragt mich dies nicht!«, versetzte leb-

haft das junge Mädchen, indem es sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Makonaura und seine Mutter wollten nicht ein Geheimnis erpressen, das man ihnen vorenthielt. Sie schwiegen. Die alte Frau setzte nun der jungen Fremden getrockneten Fisch vor, Fleisch, Kassawa und eine Kalabasse voll Tapanä. Anuanaitu aß und trank; dann streckte sie sich auf die Erde aus, um zu ruhen. Makonaura rief umsonst die Rechte der Gastfreundschaft an; sie wies die Hängematte zurück, die er ihr für diese Nacht anbot. Ebenso machte sie es in den folgenden Nächten. Stets blieb die Hängematte des jungen Mannes leer, denn sein Zartgefühl verbot es ihm, ein Lager zu benutzen, das er aus Gastfreundschaft der Unbekannten angeboten hatte. Auf die dringenden Bitten ihrer Wirtin nahm sie endlich die Hängematte der Mutter an, bis die neue Hängematte, an der man für ihn arbeitete, fertig wäre; aber sie spannte die Hängematte in dem bescheidensten Winkel der Hütte aus. Nur unter dieser Bedingung hatte sie ihre Zustimmung gegeben.

Alles ging nach Wunsch und schien den friedlichen Bewohnern der Hütte glückliche Tage zu verheißen, obwohl die Fremde stets ein hartnäckiges Stillschweigen über ihre Familie und die Jahre ihrer Kindheit bewahrte; kaum dass sie sich manchmal mit seiner Mutter unterhielt. Aber dann strahlte stets sein Gesicht, und seine Stimme verriet seine Bewegung.

Sie hatte sich jetzt vollkommen zu einer Frau entwickelt. Makonaura war von Liebe zu ihr entbrannt. Er wagte nicht, es ihr zu sagen, aber er entdeckte sich seiner alten Mutter. Diese nahm voll Freude ihren Sohn bei der Hand und führte ihn zu Anuanaitu, um sie miteinander zu verloben. Da brach das junge Mädchen in Tränen aus und bat ihre Gastfreunde, sie lieber in ihre Heimat zurückzuschicken.

Einige Tage später indessen sah Makonaura, als er heimkam, eine Hängematte neben der seinigen ausgespannt. Er konnte seine Freude nicht zurückhalten, denn das war das sicherste Zeichen, dass Anuanaitu seiner Bitte Gehör geschenkt hatte und einwilligte, seine Frau zu werden. Nichts fehlte nun mehr an seinem Glück! –

Es fehlte daran die Zustimmung der Familie der Unbekannten.

Einige Monate flossen dahin in ruhigem Glück. Da fühlte Anuanaitu eines Tages den dringenden Wunsch, ihre Mutter wiederzusehen. Ein einziger Monat würde ihr für die Hin- und Rückreise genügen, sagte sie. Makonaura gab seine Einwilligung zu der Reise, wollte aber seine Frau begleiten. Erschreckt bemühte sie sich, es ihm auszureden. Da es ihr nicht gelang, erklärte sie, lieber auf die Reise verzichten und daheim bleiben zu wollen. »Dann werde ich allein gehen«, versetzte Makonaura, »und die Deinen um ihre Zustimmung zu unserer Ehe bitten!« – »Nie und nimmer!«, rief Anuanaitu erschreckt. »Wenn du allein gehst, wirst du uns alle verderben, uns beide und deine teure Mutter!«

Der Entschluss des jungen Mannes stand unerschütterlich fest. Er verfertigte ein großes Kanu, brachte Geschenke zusammen für die Verwandten seiner Frau und versah sich mit Lebensmitteln für drei Wochen der Reise. Anuanaitu wollte mit ihm gehen.

Im Augenblick der Abreise nahm er Abschied von seiner alten Mutter. »Mutter«, sagte er zu ihr, »die Reise, die ich unternehme, ist voll Gefahren, ich weiß es, aber die Geister haben mir durch den Mund des Zauberarztes versichert, dass ich kein Unglück erleiden und heil und gesund zu dir zurückkehren werde. Fürchte also nichts, meine gute Mutter!« – Er fuhr ab. Das Kanu glitt leicht dahin auf der Ober-

fläche der Gewässer, und drei Wochen später landete er glücklich an einem Lager von Leuten.

»Da sind wir«, sagte Anuanaitu, »habe Dank! Ich will gehen und meine Mutter suchen. Sie wird kommen und dir zwei Kalabassen bringen, eine voll Blut mit rohem Fleisch und eine andere voll Beltiri¹ mit Kassawabrot. Sei klug und triff gut deine Wahl; unser beider Los hängt davon ab!« – Sie kam bald zurück, begleitet von einer Frau, die zwei Kalabassen trug. »Gatte meiner Tochter«, sagte die Frau, »nimm diese Erfrischungen!« – Indem sie dies sagte, setzte sie die beiden Kalabassen vor ihn hin. Ohne zu zögern, nahm Makonaura das Beltiri und das Kassawabrot. Die Mutter Anuanaitus lächelte. »Mit Recht«, sagte sie, »hat meine Tochter gleich so viel Lobenswertes von dir und deiner Mutter erzählt. Du hast eine gute Wahl getroffen. Gern gebe ich meine Einwilligung zu eurer Ehe, aber ich fürchte, dass mein Gatte sich sehr widersetzen wird.«

Man setzte sich und hielt Rat. Man besprach sich über das, was zu tun sei, um den Widerstand des Vaters Anuanaitus zu besiegen. Als man sich darüber einig geworden war, erhoben sich die beiden Frauen und gingen, ihn aufzusuchen, aber sie kamen bald zurück in Tränen. Kaikutschi, das war sein Name, war unerbittlich. Er schwur, die Entführung seiner Tochter im Blute zu rächen. – Makonaura sollte sich im Walde verborgen halten, solange seine blutdürstige Wut anhielt. Wenn sich der erzürnte Vater eines Tages beruhigt habe, würde man kommen und ihn davon benachrichtigen.

Drei Tage später verkündete ihm die Mutter Anuanaitus, dass Kaikutschi endlich einwillige, ihn zu sehen, und seine Geschenke annehme. Makonaura begab sich darauf in das

1 Alltagsgetränk, bestehend aus Kassawabrot und lauwarmem Wasser

Dorf, und seine Frau, die ihm entgegengekommen war, führte ihn sofort zu ihrem Vater.

Bei ihrem Anblick ergriff diesen ein heftiger Zorn. »Wie«, schrie er, »wagt ihr euch mir zu nähern!« – Der junge Mann antwortete ihm in ruhigem Ton: »Es ist wahr, dass meine Ehe mit deiner Tochter nicht nach dem Brauch war, aber ich bin gerade hierhergekommen, um meinen Fehler wieder-gutzumachen. Ich bin bereit, zu tun und dir anzubieten alles, was dir beliebt.« – Der andere lachte verächtlich. »So mache mir«, sagte er, »in *einer* Nacht einen Zauberschemel! Er muss auf der einen Seite einen Jaguarkopf, auf der anderen meine Züge haben.«

Makonaura machte sich ans Werk, und gegen Mitternacht war der Schemel bis auf Kaikutschis Züge vollendet. Dieser hatte die Gewohnheit, eine Kalabasse vor dem Gesicht zu tragen, in die zwei Löcher für die Augen gebohrt waren. Makonaura hatte sein Gesicht noch nicht gesehen. Er bat seine Frau, ihm ihren Vater zu schildern. Sie erbleichte und sprach: »Mein Vater ist Zauberarzt; er weiß alles. Es ist unmöglich! Er würde uns beide töten.« – Der junge Mann wusste sich keinen anderen Rat, als in den Wald zu laufen, in die Hütte von Kaikutschis, um zu versuchen, seine Züge zu entdecken. Es war vergeblich, denn er fand in der Hängematte nur einen Mann, zusammengerollt zur Kugel. Er war im Begriff, ganz verwirrt wegzugehen. Da summte ihm eine Mücke in die Ohren: »Verzweifle nicht!« Und die Mücke stach sofort Kaikutschis. Der Mann rührte sich nicht. – Da fühlte Makonaura ein Insekt an seinen Beinen hinaufkriechen. Es war eine Vogelspinne. Sie sagte zu ihm: »Fürchte nichts, habe Geduld!« Sie hing sich unten an die Hängematte und biss den Schläfer heftig. Dieser tötete sie jedoch, ohne sein Gesicht zu zeigen.

Makonaura war verzweifelt. Aber da rückte ein Heer von

Ameisen heran, und ihre Führer riefen ihm zu: »Fürchte nichts, wir sind da!« Und das Heer fiel über diese unförmliche Masse her und griff sie wütend von allen Seiten an. Kaikutschi erhob sich bestürzt, und Makonaura sah sein schreckliches Gesicht. – Er ging in aller Eile weg, um seinen Zauberschemel zu vollenden. Als am Morgen Kaikutschi den Zauberschemel ganz fertig sah, zeigte er sich wenig zufrieden. »Das genügt nicht«, sagte er, »du musst mir noch in einer einzigen Nacht eine Hütte bauen, deren ganzes Dach aus den schönsten Federn gemacht ist.« – Dieses Mal hielt sich der junge Mann für verloren. Aber plötzlich kamen Tausende und Abertausende von Kolibri und anderen Vögeln, alle mit entzückendem Gefieder. Die Hütte war vor Sonnenaufgang fertig. Das war das Ende der harten Proben, die Makonaura zu einem Glied der Familie Kaikutschis machten und zum ehrenwerten Gatten Anuanaitus. Mehrere Monate vergingen. Makonaura, unruhig über das Schicksal seiner alten Mutter, beschloss, mit seiner Gattin hinzugehen und sie wiederzusehen. Kaikutschi schlug es rundweg ab, dass Anuanaitu ihn begleitete. So ging er allein. Wie glücklich war seine Mutter, ihn wiederzusehen! Wie bemitleidete sie ihn um alle Mühen, die er erduldet hatte! Während der zwei Wochen, die sie zusammen verlebten, tauschten sie ihre Gedanken aus. Sie erzählte ihm die Sagen aus vergangenen Zeiten. Der Tag der Trennung näherte sich für Makonaura. Er musste an die Abreise denken. Er ging hin und fragte den Zauberarzt um Rat. »Die Geister«, antwortete ihm dieser, »widersetzen sich deinem Vorhaben. Reise nicht ab!« – Erschüttert zögerte der junge Mann einen Augenblick; dann beruhigte er sich wieder und sagte sich: »Ich bin neulich der Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, Herr geworden; warum sollte es mir nicht auch diesmal gelingen?«

Er kam mit seiner Mutter überein, ihr jedes Mal, wenn er sich in Gefahr befände, rasch einen Vogel zu schicken. Wenn er stürbe, würde ihr die Eule die Nachricht bringen. Dann reiste er ab.

Die Überfahrt ging glücklich vonstatten. Er kam wohlbehalten an. Aber seine Frau und seine Schwiegermutter waren ihm entgegengegangen. Ganz in Tränen, riefen sie ihm zu: »Kehre um, so rasch wie möglich! Kaikutschis ist wütend über eine Nachricht, die er empfangen hat.« – Ohne zu achten auf das, was die Frauen zu ihm sagten, ging Makonaura geradeswegs zur Hütte seines Schwiegervaters. Kaikutschis erwartete ihn auf der Schwelle. Mit einem Schlag seiner Keule streckte er ihn zu seinen Füßen nieder und schoss ihm einen Pfeil in die Stirn zwischen die beiden Augen.

Nach der Abreise ihres Sohnes lebte Makonauras Mutter in großer Sorge um ihn. Das heimliche Ahnen eines nahen Unheils suchte sie oft im Wachen heim, und ihr Schlaf war oft beunruhigt von schrecklichen Träumen. Daher war sie gar nicht erstaunt, eines Abends das eintönige und klagende »buta – buta« des Prionites zu hören, und als bald darauf die Eule, die Todesbotin, ihr trauriges »popopo« ihr in die Ohren seufzte, überwältigte sie zwar die unselige Nachricht, überraschte sie aber keineswegs. Schnell schob sie ihr leichtes Rindenboot ins Wasser und machte sich auf, die Leiche ihres Sohnes zu suchen. Vor ihr her flog die Eule. Diese machte halt an dem Platz, wo sich das Unheil zuge tragen hatte, und die arme Mutter fand dort die zerschmetterten Reste ihres Makonaura, verborgen unter dem Gesträuch. Sie sammelte getreulich die Gebeine, legte sie in ihr Boot und brachte sie in ihr Dorf zurück.

Bei ihrer Rückkehr beeilten sich die Männer des Stammes, einen kunstvollen Sarg zu flechten, und schmückten ihn mit schönen Federn in schillernden Farben, während

die Frauen eifrig den köstlichen Tapaná-Trank bereiteten für den Tag des Leichenbegängnisses. Man trug den Sarg in die Hütte des Toten und legte neben ihn seine Waffen, seine Kleider, seine Geräte. Endlich, als alles bereit war, versammelte sich der Stamm, um die Klage zu hören, das letzte Lebewohl der Mutter an ihren Sohn. Die arme Frau pries die Tugenden des Verstorbenen, sie rühmte seine Heldentaten, seine Geschicklichkeit beim Fischfang und auf der Jagd. Sie erzählte ausführlich die Geschichte seiner Ehe, die – ach! – so tragisch geendet habe. Dann erhob sie ihre Schale voll Tapaná und schrie: »Wer hat das Lebenslicht meines Sohnes ausgelöscht? Wer schickte ihn in das Tal der Schatten? Unglück! Unglück über ihn! – Ach, ihr seht es, oh, ihr meine Brüder und meine Freunde, ich bin nur eine arme und schwache Frau! Ich vermag nichts! Wer wird mich rächen?«

Auf diese Aufforderung folgte tiefes Schweigen. Bald aber traten zwei Männer vor, nahmen die Schale aus der Hand der Frau und leerten sie beide bis auf den letzten Tropfen. Dann traten sie ganz nahe an den Sarg heran und stimmten den schrecklichen Kenaimu an, den wilden Rache gesang. Singend tanzten sie auch den Tanz der Rache. – Makonaura wird gerächt werden! – Die Seele einer Riesenschlange war eingedrungen in den einen der beiden Männer, und in den anderen die Seele eines Jaguars.

Einige Zeit darauf veranstaltete man ein großes Fest im Dorfe Kaikutschis, das Fest der Tapaná. Man rüstete sich schon dazu. Einladungen waren in alle umliegenden Dörfer ergangen. Man zählte jetzt an den Knoten der Schnüre die Tage, die noch bis zur Feierlichkeit vergehen würden, und löste jeden Abend einen Knoten. Um möglichst frisch zum Empfang seiner Gäste zu sein, ruhte sich Kaikutschis in seiner Hängematte aus. Anuanaitu und ihre Mutter, beide in

tiefer Trauer, nahmen an diesen fröhlichen Vorbereitungen nicht teil.

Der Tag kam heran. Die Gäste umgaben zu hunderten die Hütte, in der man den Trog mit Tapana bewahrte. Man öffnete die Türen, und das Fest begann. Alle, Männer, Weiber und Kinder, fingen an zu trinken. Sie tranken und erbrachen sich, tranken wieder und erbrachen sich von neuem. Bald wälzten sie sich am Boden wie das Vieh.

Da traten plötzlich zwei Männer ein. Der eine, mit einem Jaguarfell bekleidet, schwang seine furchtbare Keule; der andere war bedeckt mit einer buntbemalten Haut, ähnlich der einer Riesenschlange. In einem Augenblick lagen Kalkutschi und alle seine Leute tot da. Den einen war der Schädel zerschmettert und das Gehirn auf den Boden gespritzt; die anderen waren erwürgt.

Aber die Furcht hatte die Trunkenheit abgeschüttelt. Die Überlebenden dieses Blutbades rafften sich zusammen; sie spannten ihre Bogen, und Hunderte von Pfeilen bedrohten die beiden Angreifer. Diese schlugen nicht mehr. Sie streckten die Arme aus, und der eine von ihnen rief: »Haltet ein, Freunde! Unser Leben ist in eurer Hand, aber lasst uns erst zu euch sprechen!« – Man hörte ihn an. Er erzählte die traurige Geschichte des schönen Makonaura. Er schilderte den tiefen Schmerz seiner armen Mutter. Er berief sich auf das schwere Unrecht, das seinem Stamme angetan worden sei. Wie er sprach, sah man die Spitzen der Pfeile eine nach der anderen sich zur Erde senken. Als er geendet hatte, trat ein alter Zauberarzt vor und sprach zu ihnen in feierlichem Ton: »Junge Leute, ihr habt wohl getan! Wir empfangen euch als Freunde.«

Dann warf man die Leichen in das Gebüsch, und das Fest nahm den schönsten Verlauf. Bald war die Trunkenheit allgemein und vollkommen.

In dem Gebüsch ging eine Frau inmitten der Leichen dahin. Sie wendete alle um, betrachtete sie, untersuchte sie aufmerksam, die Augen trocken. Endlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Diese Frau war Anuanaitu. Sie hatte sich abseits von dem Gelage gehalten und war dadurch dem Gemetzel entgangen. Sie beugte sich über einen Leichnam, kauerte sich an seiner Seite nieder. Ihre milde Stimme sang klagend das Lob des Opfers lange, lange Zeit. Plötzlich erhob sie sich, die Haare verwirrt, das Gesicht brennend, und mit vibrierender Stimme hub sie den schrecklichen Kenaimu an zu singen. Sie tanzte ihn auch. Die Seele einer Klaperschlange hatte von ihr Besitz genommen! –

Unterdessen bereiteten die Mutter und die anderen Frauen des Dorfes Tapanā, um die Rückkehr der beiden siegreichen Kenaimu zu feiern. Je furchtbarer die Rache war, desto mehr erhöht war die Ehre des Stammes. Das war eine wahn sinnige Freude! Alles tanzte, tanzte, tanzte bis zur völligen Erschöpfung. Makonauras Mutter, selbst besiegt von der Trunkenheit, hatte sich in ihre Hängematte gelegt, und dort sah sie in ihren Träumen ihren Sohn wieder und im Traum rief sie ihn. Plötzlich trat Anuanaitu, die Besessene, ein, aber als sie sich nennen hörte, wich sie erschreckt zurück. – »Anuanaitu, mein Kind«, sagte die Alte, die erwacht war, »du bist sehr gut, wie es auch deine Mutter war! Aber was willst du jetzt hier? Mein Sohn, den du verloren hast, ist nicht mehr da ... Oh, Makonaura, mein Sohn, freue dich! Du bist jetzt glücklich, denn du bist gerächt worden in dem Blute deiner Mörder. Oh! Ja, du bist sehr gerächt worden!«

In dieser Hütte, so voll von Erinnerungen für sie, hatte Anuanaitu gefühlt, wie sich in ihrer Seele ein furchtbarer Kampf erhob, ein Kampf der Liebe mit dem, was sie ihre Pflicht nannte. Aber als die Worte »Du bist glücklich, mein Sohn, denn du bist gerächt worden in dem Blut!« an ihr Ohr

drangen, hielt sie nichts mehr! Rasend warf sie sich auf die Alte, fasste ihre Zunge, zog sie aus dem Munde und stieß den Giftzahn der Klapperschlange hinein.

Dann beugte sie sich über ihr Opfer, das mit dem Tode rang, und sagte zu ihm: »Der Kaiman, den dein Sohn bei seiner Reuse tötete, war mein Bruder! Wie mein Vater, hatte auch er den Kopf eines Kaimans. Ich verzieh. Mein Vater hat seinen Sohn gerächt, indem er deinem Sohn denselben Tod antat, den mein Bruder von dessen Hand erlitten hatte: einen Pfeil in die Stirn zwischen die beiden Augen. Deine Verwandten haben meinen Vater und alle meine Angehörigen erschlagen. Ich würde auch dies verziehen haben, wenn sie nur meine Mutter geschont hätten. Makonaura ist die Ursache, dass das untergegangen ist, was mir das Teuerste war auf der Welt. Deshalb raube ich ihm und opfere das Kostbarste, was er jemals besaß.«

So sprach sie, stieß einen furchtbaren Schrei aus und floh in den Wald.

Bei diesem Schrei trat eine unerhörte Veränderung in der Natur ein. Die Winde antworteten darauf mit einem Geheul, das die Bäume niederriss und entwurzelte, überall wo Anuanaitu ihren Weg nahm. Dichte Wolken verhüllten das Antlitz Adahelis und schleuderten in die Finsternis unheilbringende Blitze unter dem furchtbaren Krachen der Donner. Eine Sintflut von Regen mischte sich mit dem Austreten der Quellen. Die Tiere, bisher friedlich, töteten einander. Die Schlange begann zu beißen; der Kaiman ließ seine schrecklichen Kinnbacken erschallen; der Jaguar zerriss und verschlang das unschuldige Aguti.

Anuanaitu setzte ihren tollen Lauf fort, indem sie alle wilden Gäste des Waldes mit sich riss. Sie kam auf den Gipfel eines riesigen Felsens, von dem ein Wasserfall sich ergoss. Und dort, am Rande des Abgrundes, streckte sie ihre

Arme aus, beugte sich vor und sprang in die Leere. Die Wasser in der Tiefe nahmen sie auf und schlossen sich sofort über ihr. Man sieht dort nur noch einen schrecklichen Abgrund. –

Noch heute, wenn ein Fremder an einem Wasserfall vorbeigeht, warnt man ihn, dessen Namen auszusprechen. Dies würde sein unfehlbares Verderben sein, sagt man. Denn auf dem Grunde dieser Wasser wohnen zusammen Makonaura und Anuanaitu in dem wunderbaren Haus dessen, der die Seele und der Geist der Wasser ist.

Arawanili, der erste Zauberarzt Arawak (Suriname/Guyana)

Der gute und kluge Häuptling Arawanili herrschte über das Volk der Arowaken auf der Insel Kaieri.

Eines Tages stand er am Ufer und schaute traurig hinaus auf das weite Meer. Sein Haupt, das der Federschmuck des Häuptlings zierte, war gesenkt, während er wehen Herzens dem Seufzen des Meeres lauschte. Da erhob sich vor seinen Blicken Orehu, die Wassermutter, aus dem Meere. Sie glitzerte von Wassertropfen, und ihr glänzendes, wallendes Haar umhüllte ihre große Schönheit, die über das Wasser und die Ufer des Meeres zu strahlen schien.

»Sage mir deinen Kummer, Häuptling! Nenne mir den Kummer von Kaieri! Vielleicht kann ich euch Hilfe bringen aus den Tiefen des Meeres.«

»Ich trauere um die Toten«, sagte der Häuptling, »für die ich nichts tun konnte, um ihnen zu helfen, bevor ihre Seelen entflohen vor den quälenden Yauhahu. Auf der ganzen Insel sehe ich Männer, Frauen und Kinder vom Fieber ergriffen. Von bösen Dämonen geschossen, treffen die grausamen Pfeile der Yauhahu. Wenn uns sterbliche Feinde dieses Übel täten, so würden sie ihre Taten bald bereuen. Aber den Yauhahu kann niemand entgegentreten ohne einen Zauber. Deine helfende Hand kann vielleicht dieses Land erretten, um das ich klage. Gewähre mir einen Zauber, der den Yauhahu widerstehen und sie bezwingen kann!«

»Ich höre, Häuptling, deine Klage, deines Volkes Kummer, und ich will dir helfen. Nimm diesen Zweig, pflanze ihn mit Sorgfalt und ziehe den Ida-Baum groß, dort wo auf dem Hügel deine Hütte hinüberblickt aufs Meer! Wenn er Früchte trägt – groß und rund und schwer werden sie sein –

so nimm die erste, die zu Boden fällt, und komme damit zu mir ans Meer!«

Mit diesen Worten sank sie zurück in die Wogen.

Er pflanzte und pflegte den Baum und blickte wartend auf das Meer. Als die Zeit vorüber war, trug er die Kalabasse-Frucht zum Ufer, und dort traf er noch einmal die Wassermutter. Sie zeigte ihm, wie die Frucht durch Löcher zu entleeren sei. Sie brachte einen Handgriff, mit feinen Federn verziert, für Arawanili. Während er an der Frucht arbeitete, tauchte sie unter nach den Edelsteinen des Meeres. Leuchtend weiße Steine brachte sie ihm, füllte sie durch die Löcher in die Frucht und befestigte den Handgriff. Dann übergab sie ihm die erste Zauberrassel und weihte ihn ein in die Geheimnisse der Zauberärzte.

Auch Tabak, den man damals noch nicht kannte, brachte sie ihm. Sie machte ihn so zauberkräftig, dass alle Yauhahu den Arawanili fürchteten.

So dankte er ihrer Liebe seine Macht, die nach ihm keiner erreichte.

Noch heutigen Tages sehen die Männer manchmal in Fluss oder Bucht Orehu, die Wassermutter. Hoch oben aber, so sagen sie, ruht alt geworden Arawanili.

Der Raub des Feuers
Chané/Chiriguano
(Bolivien/Paraguay/Argentinien/Brasilien)

Es war einmal in alten Tagen ein sehr armer Mann, der in den Wäldern umherirrte und keinen festen Wohnsitz hatte. Wenn er in die Dörfer kam, jagte man ihn fort und hetzte die Hunde auf ihn. Als der Mann sah, dass man ihn in keinem Dorfe wohnen lassen wollte, machte er sich eine Hütte, *tocay*¹. Dort kamen allerlei schöne Vögel zur Hütte, und die meisten wurden bald so zahm, dass er sie fangen konnte. Der Mann dachte: »Gehe ich mit diesen prächtigen Vögeln in ein Dorf, so nimmt man mich vielleicht auf.« Er nahm nun die Vögel und ging in die Dörfer. Alle fanden die Vögel schön, nirgends wollte man ihn aber wohnen lassen. Der Mann ging nach seiner Hütte zurück. Eines Tages kam Añatunpa² in Gestalt eines schönen Vogels zu ihm. Was ist das für ein merkwürdiger Vogel, dachte der Mann. Añatunpa sagte, er sei gekommen, um ihm zu helfen, und gab ihm ein Paar Flügel.

»Wenn du in ein Dorf kommst, sollst du die Flügel bewegen und dann donnert es«, sagte Añatunpa. »Wollen sie dich trotzdem nicht wohnen lassen, so erhebe die Flügel.«

Der Mann ging in ein Dorf, wo ein großes Trinkgelage stattfand. Man wollte ihn nicht aufnehmen. Er bewegte die Flügel und es donnerte. Man glaubte, die Medizinmänner seien es, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Wieder bewegte er die Flügel und es donnerte. Man glaubte immer noch, es seien die Medizinmänner, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Als er endlich sah, dass

1 Hütte, in der ein Jäger verborgen liegt, um von dort mit Schlingen oder Pfeilen Vögel zu fangen

2 der Große Geist

man ihn nicht wohnen lassen wollte, sondern ihn fortjagte, erhob er die Flügel, die er verborgen hatte. Da kam ein Sturm, der riss alle fort, außer zwei Knaben und einem Mädchen.

Diese, die nun allein waren, wollten kochen, aber sie hatten kein Feuer. Sie hatten Kürbis und Mais, konnten sie aber nicht rösten. Da kam ein alter Mann, die Sonne, mit einem Feuerbrand zu ihnen. Er röstete einen Kürbis und aß ihn, als er aber fortging, nahm er das Feuer wieder mit. Er wollte ihnen nichts davon abgeben. Als der Alte das nächste Mal kam, beschlossen sie, ihm das Feuer zu stehlen. Als er an dem mitgebrachten Feuerbrand einen Kürbis röstete, schlug einer der Knaben mit einem Knüttel darauf, so dass die Glut umhersprühte. Der Alte sammelte sie schnell auf. Einen ganz kleinen Funken fanden sie gleichwohl unter einem halben Kürbis, der auf der Erde gelegen hatte. Sie machten nun Feuer an. Huapi³ sagte zu ihnen, sie sollten das Feuer gut aufbewahren, so dass es niemals ausgehe. Er sagte ihnen auch, sie sollten, wenn das Feuer erlösche, mit dem *Tatay*⁴ Feuer reiben.

Der jüngere Bruder nahm nun seine Schwester zur Frau. Der ältere hatte keine Frau. Sie legten einen Kürbis in eine kleine Hängematte und wiegten sie. Der Kürbis wuchs zu einem Mädchen, das bald zu einer Frau emporwuchs. Diese nahm der ältere Bruder zur Frau. Von diesen beiden Paaren stammen alle Chanés.

3 Webervogel

4 Streichholz

Serikoai Akawaio (Brasilien/Guyana/Venezuela)

Im Anfang unserer Tage sah eine jungverheiratete Frau, Wawaiya, einen jungen Tapir ruhig an ihrer Seite dahingehen.

»Wer bist du«, sagte die Frau, »dass du so neben mir gehst?«

»Sie nennen mich Wailya«, antwortete er. »In verwandelter Gestalt suche ich deine Nähe; denn du bist lieblich anzusehen.«

Wenn ihr Mann zum Jagen ging, begab sie sich zu ihrem Feld, und täglich, wenn sie den Waldpfad dahinschritt, traf sie dort den Tapir. Angenehme Worte sprach das Tier zu ihr, und sie hörte ihm gern zu, bis durch seine geschickten Schmeicheleien ihr einst geliebter Gatte Serikoai ihr weniger lieb wurde.

Dann sagte der Verführer keck: »Komm! Laufe mit mir davon! Weit, weit wollen wir beide fliehen. Wo diese weite Erde sich mit dem Himmel trifft, dort sollst du mein Land sehen! Dort ist es, wo ich als Mensch herrsche. Dort sollst du meine Frau sein!«

»Ach«, rief sie, »wenn wir fliehen, wird Serikoai, mein tapferer Gatte, uns beide erschlagen!«

»Ich werde deine Axt bezaubern«, sagte der Zauberer, »und sie wird zu dir sprechen. Beachte wohl, was diese gute Axt dir sagen wird, und sieh, dass du es tust. An demselben Tag werden wir beide in Sicherheit sein!«

»Wawaiya«, sagte eines Tages Serikoai, »komm mit zu unseren Abakate-Bäumen! In jener alten Pflanzung sah ich im letzten Monat junge Früchte im Überfluss. Sie werden jetzt wohl reif sein.«

»Ich gehe mit dir«, antwortete die Frau, »aber ich muss

meine Axt mitnehmen. Während du auf den Baum kletterst, will ich trockenes Holz sammeln, um ein Feuer für die Nacht zu machen.«

Dann ging sie zu dem Schärffstein, um ihre Axt zu schleifen. Jedes Mal, wenn sie den Stein berührte, schien das Wort »*sahtai!*« in drohendem Ton vom Winde herbeigetragen zu werden.

»Hörst du nicht, Serikoai, dass die Axt hier zu mir spricht? Jedes Mal, wenn ich wetze, ertönen die Worte ›ich muss schneiden‹ oder ›ich muss verwunden‹. Was kann das bedeuten?«

»Immer, wenn dort eine Axt geschärft wird«, sagte er, »höre ich dasselbe. Aber jetzt lass uns eilen, um nicht den Tag zu verlieren, indem wir müßigen Träumereien nachhängen! Frauen sind oft zu tadeln!«

Da entbrannte in ihr der Zorn, als sie mit ihrem Gatten weiterging. Jener schreckliche Zauberer zog sie an, und mit seinem Zauber war ihr Herz gegangen, bis sie nicht mehr zurückkonnte.

Sie sahen viele reifende Früchte. Süße Bananen waren da. Aber der Mann wollte noch auf jenen Baum klettern, der seine Lieblingsfrucht, die Abakate, trug.

Da gewann der Zauber Macht über sie. Sie erhob ihre Hände und führte den Schlag. Die Tat war geschehen. Der Mann lag am Boden. Sein Bein war glatt durchgeschnitten. Verwundert und voll tiefsten Schmerzes blickte er seine Frau an. Sie aber eilte weg von dem blutigen Schauplatz, um mit Wailya durch die Wälder und über die Hügel zu gehen.

Der Mann lag da und glaubte zu sterben. Sein Lebensblut floss dahin. Da kam ein freundlicher Geist vorbei und belebte ihn, als er dort lag. Er hauchte ihn an. Da zuckte der Mann mit dem Augenlid, auf dem eine Träne lag. Er blies sie

in die Luft. Da flog sie als kleiner Vogel von wunderschöner Farbe in die Höhe und schwebte wartend in der Nähe.

»Vöglein«, sagte der blutende Mann, »fliege eilends zu meiner Mutter und rufe meinen Namen!«

Das Vöglein verstand ihn. Es flog geradewegs zur Mutter und rief: »Serikoai!«

»Warum rufst du meinen Sohn Serikoai? Vöglein, sage mir die Wahrheit! Warum flatterst du hin und her? Ich weiß nicht, was du willst, Vöglein.«

Da flog das Vöglein weg, aber eilig kam es wieder, belehrt durch den leidenden Mann.

»Mutter, dein Serikoai ist schwer verletzt und liegt dort verlassen, um zu sterben!«

Sogleich machte sich die Mutter auf. Sie lief und stolperte, denn sie war schon alt. Dennoch eilte sie vorwärts durch dichtes Gebüsch, um ihrem ruchlos erschlagenen Sohne zu helfen.

Da sah jener gute Geist ihre Liebe und zu heilendem Balsam fügte er den Zauber, bis er Serikoai gerettet in den Armen seiner Mutter ließ.

Eines Tages wanderte ein Mann dahin, indem er den Boden absuchte. Er schien von großer Kraft zu sein, aber er sah bleich und ermüdet aus. Nur seine funkelnden Augen ließ er überall umherschweifen. Er hatte ein hölzernes Stelzbein. Dennoch bewegte er sich weiter vom Morgen bis zum Abend, wie ein Krieger zum Kampfe bewaffnet mit Bogen und Keule. Jeden Waldpfad suchte er ab, aber sein Auge traf auf keine Spur; denn mancher Abend, manche Morgendämmerung waren dahingegangen, seit das falsche Weib geflohen war, das Serikoai verstümmelt hatte. Die Regen hatten ihren Pfad verwaschen. Keine Spuren waren geblieben, kein Zeichen, dass hier Menschen gegangen waren. Endlich fand er einen Abakateschössling. Er suchte weiter im Wald her-

um und folgte dem Weg, bis er noch einen Abakateschössling am Boden sah. Da leuchtete sein Auge heller.

Seine Hoffnung, sie wiederzufinden, lebte auf und erwärmte sein Herz; denn die, die sein Leben rettete, hatte ihm gesagt: »Ein Zauberer hat deine Frau behext, ein Mann in Tiergestalt!«

Er dachte an sie, die diese Früchte gepflückt und unterwegs gegessen hatte. Die Regen, die ihre Fußstapfen vertilgen konnten, hatten diese Samen ans Licht sprossen und wachsen lassen, dort wo sie lagen.

Traurig und müde ging der Mann weiter der aufgehenden Sonne entgegen, und er sagte: »Die Grenze der Erde muss nahe sein. Näher und näher kommt der Himmel. Meine Aufgabe wird bald getan sein.«

Er fand die kleinen Fußspuren seiner Frau. Auch die des Tapirs waren deutlich. Dann sah er sie beide zusammen gehen, zu vertieft in ihr fröhliches Gespräch, um an die nahe Vergeltung zu denken.

Er schoss Wailya durch das Herz, bevor er seine Gestalt verwandeln konnte. Dann schnitt er ihm das hässliche Haupt ab, und der Boden, auf dem er lag, wurde warm von seinem Herzblut.

Dann schrie der Mann: »Er ist tot, er, dessen Zauber dich verhext hat! Kehre zurück, mein Weib, kehre zu mir zurück, oder ich werde dir immerdar folgen durch Erde, Himmel und Meer!«

Er zerschnitt und räucherte des Tapirs Fleisch. Dann folgte er seinem Weibe. Er sah sie von einem benachbarten Hügel. Als schattenhafte Gestalt folgte ihr noch immer – Wailya – wie im Leben.

Sie flohen und kamen näher und näher an den steilen Rand der Erde. Eine weite Kluft sahen sie da. Gerade über den Abgrund flog die Frau in den tiefen blauen Himmel. Ihr

Liebhaber folgte, und voll Wut folgte auch der Gatte. Und so folgt sich die Jagd unaufhörlich durch die Luft, wie wir es allnächtlich sehen können.

Wawaiya erscheint als wolkenartiger Sternenhaufe, wenn die Nacht klar ist. Hinter ihr kommt Wailya und wendet sein grimmiges, blutunterlaufenes Auge nach dem nahen Gatten, dessen mächtige Gestalt, strahlend von Sternen, sich in den Himmel zu erheben scheint. Seine Schultern und das gesunde Bein glitzern dort, ebenso der breite Gürtel, den er zu tragen pflegte. Schwächer sieht man das Stelzbein, das den verstümmelten Serikoai stützte.

Der Zauberarzt Makanaholo Arawak (Suriname/Guyana)

Keiner war so weit vorgeschritten in der Kunst der Zauberärzte wie der Zauberarzt Makanaholo. Er erhob sich von der Erde, ging über die Bäume, ja, er gab sich Flügel, wenn er wollte. Am wunderbarsten aber von allen seinen Künsten war die Macht, willkürlich sein Aussehen zu wechseln und die Gestalt dieses oder jenes Tieres anzunehmen, wie es ihm gerade gefiel. Immer spielte der Hirsch dabei die Hauptrolle.

Eines schönen Tages hatte sich Makanaholo in einen Hirsch verwandelt. Und warum? Es gefiel ihm nicht mehr allein zu sein; er wünschte, eine Gefährtin zu haben. Und wie machte er es da? Als er ein Hirsch geworden war, verstand er es, sein eigenes Fleisch in Fäulnis übergehen zu lassen, und zog dadurch in demselben Augenblick eine Menge Aasgeier auf sich. Als diese sich auf ihre Lieblingsspeise stürzen wollten, kam ein kleiner Vogel angefliegen und rief ihnen zu: »Macht euch davon, so schnell wie möglich, denn man will euch töten!« – Aber sie wollten von ihrem köstlichen Gericht nicht ablassen und glaubten nicht daran. Da schüttelte sich der vermeintliche Hirsch und bewegte sich mehrmals stark, so dass die erschreckten Geier in aller Hast flüchteten. Er tat es, weil er wusste, dass seine Zukünftige nicht unter ihnen war. Aber kaum hatten sie sich entfernt, als plötzlich hoch aus der Luft der schönste der Geier, der König oder vielmehr die Königin von ihnen, herabstieg und sich dicht bei Makanaholo niederließ. Da hatte er sie, und er nahm sie zur Gattin.

Viele Jahre lebten sie in vollkommener Eintracht zusammen. Es gab nur eine Sache, die ihn störte: Sie hatte unzählige Läuse. Seine Kunst tat ihre Schuldigkeit. Es gelang ihm,

eine Art Seife zu bereiten, und einige Waschungen genügen, um seine Frau von ihrer Plage zu befreien.

Jahre danach sagte die Frau eines Tages zu Makanaholo: »So lange Zeit schon wohne ich hier unten bei dir, und meine gute Mutter dort oben weiß nichts davon. Es ist mein dringender Wunsch, sie wiederzusehen. Erlaube mir, hinaufzusteigen!« – Makanaholo war sehr damit einverstanden und antwortete: »Ich will dich begleiten und mit dir emporsteigen.«

Als sie emporgestiegen waren, traf Makanaholo die Mutter des Königs der Geier, namens Akathu, in der Hängematte. Wie sie sich freute, ihr Kind wiederzusehen in Begleitung eines solchen Mannes!

Von Akathu, die sehr geehrt war bei ihrem Volke, erzählte man sich, dass noch niemals jemand ihr Gesicht habe sehen können. Immer blieb sie in der Hängematte. Jetzt wollte Akathu die Kunst ihres Schwiegersohnes erproben und gab Makanaholo den Befehl, einen kleinen Sitzschemel zu verfertigen, der die Gestalt ihres Kopfes habe.

Wie sollte er es machen, solange Akathu abgesondert in der Hängematte blieb? Makanaholo hatte Macht über die Tiere. Er rief die roten Ameisen. Diese krochen in ungezählten Scharen in die Hängematte und brannten Akathu mit ihren Stichen. Sie sprang heraus, und Makanaholo, der heimlich auf der Lauer lag, hatte Gelegenheit, sie zu sehen. Er sah nun, dass sie nicht nur *einen* Kopf hatte, sondern nicht weniger als ein Dutzend. Schleunigst machte sich Makanaholo ans Werk und verfertigte eine kleine Bank, welche die Züge Akathus getreu wiedergab. Diese war davon so zufrieden, dass sie laut ausrief: »Ja, ja, du bist ein ganz geschickter Mann!«

Aber noch mehr wollte sie von seiner Fähigkeit sehen. Sie sagte: »Nimm die Angelrute, gehe auf den Fischfang und

bringe mir, was du gefangen hast!« – Er tat es und kam rasch zu Akathu zurück. Da er die Kunst besaß, die Fische kleiner zu machen, wickelte er sie in einige Baumblätter und bot sie so seiner Schwiegermutter. Diese warf die Fische weit von sich und sagte verächtlich: »Wie kannst du es wagen, mir so winzige Fische anzubieten?« Aber als sie sie weggeworfen hatte, sah sie alle verwandelt in sehr große Fische. Wieder sprach sie zu ihm: »Ja, ja, du bist ein ganz geschickter Mann!«

Indessen wünschte sie noch mehr von seinem Genie kennenzulernen. Nachdem alle von den ausgezeichneten Fischen gegessen und wohl geschlafen hatten und ein neuer Tag anbrach, befahl ihm Akathu: »Gehe hin und hole Wasser, denn ich habe Durst! Nimm diesen Korb, um Wasser hineinzutun!« – Das war wohl ein wenig zu schwer für ihn. Dennoch ging Makanaholo weg. Er versuchte vergeblich, das Wasser in dem Korb zurückzuhalten. Da kam ihm eine Ameise zu Hilfe. »Was machst du da?«, fragte sie. Als er ihr den bestimmten Befehl, der ihm gegeben worden war, auseinandergesetzt hatte, antwortete sie: »Sei ganz ruhig! Ich werde dir helfen.« Und sie tat es, und das Wasser blieb in dem Korb.

Makanaholo ging mit seinem Korb voll Wasser zum Hause Akathus. Er sprach zu ihr: »Da ist der Korb voll Wasser!« – Als sie dies sah, war sie ganz außer sich vor Erstaunen und rief zum dritten Mal aus: »Ja, ja, du bist ein sehr geschickter Mann«, und sie fügte hinzu: »Geschickter als alle anderen.«

Sie rief alle ihre Kinder zusammen und sprach: »Wohlan, wir wollen einen schönen Garten für ihn machen, weil ein so geschickter Mann für immer bei uns bleiben muss!« In ihrem Herzen war Akathu voll Furcht vor der Kunst des Zauberarztes. Sie fürchtete sowohl für sich selbst wie für ihre Tochter und ihre anderen Kinder, und sie hatte gesagt:

»Sobald er in seinem schönen Garten eingeschlafen ist, müssen wir ihn töten.«

Aber unter den Kindern Akathus, d. h. unter den Geiern, war ein Verräter, der ihm den ganzen Plan der Schwiegermutter erzählte. »Akathu will dich töten; deshalb fliehe so bald als möglich!« – Makanaholo tat dies nicht, denn er vertraute auf seine Zauberkunst. Er sagte nur dem Warner, er habe keine Lust mehr, hier oben zu bleiben, wo seine Wohnung war. Aber vor seiner Abreise wollte er durch seine Energie und seinen Scharfsinn das Attentat vereiteln, das gegen sein Leben geplant war.

Früh auf den folgenden Morgen hatte man den Anschlag festgesetzt. Der Garten war auf allen Seiten verschlossen. Die Mörder waren ganz sicher, dass Makanaholo nicht entwischt sein könnte. Und doch war er nicht mehr darin. Seine Gewohnheit, die Flöte zu spielen, hatte ihn gerettet. Diese Flöte hatte kleine Löcher. In einer der Gartenmauern war eine kleine Öffnung, durch die er die Flöte stecken konnte. Er steckte sie so hindurch, dass drei Löcher außerhalb des Gartens waren. Dann verwandelte er sich in eine Fliege, drang in das Flötenloch ein, das im Garten geblieben war, und schlüpfte durch die Löcher, die draußen waren, ins Freie. Die Mörder, die zu seinem Verderben gekommen waren, hörten Makanaholo in aller Freiheit Flöte blasen. Nach diesem Kunststück kehrte er auf die Erde zurück.

Von Waldgeistern und mystischen Tieren

»Es liegt auf dem Wege.« – »Das nennst du Schlange.«

»Es hüpfte auf dem Wege.« – »Das nennst du Kröte.«

»Es hängt in der Höhe.« – »Das nennst du Coguil.«

Die Geschichte vom Zorzal und dem Fuchs

Sein nächster Befehl war, Yar solle ihm Wasser zum Baden bringen, und dazu gab er ihm ein Sieb. Aber als der arme Bursche das Sieb in das Wasserloch tauchte und es wieder herauszog, lief das Wasser natürlich heraus. Er versuchte es viele Male, aber immer lief es heraus. Da hörte er ein raschelndes Geräusch vom Walde her und sah einen Hebu² kommen. Als dieser hörte, um was es sich handelte, bot er seine Hilfe an und machte, dass das Wasser im Sieb blieb. Yar brachte es nun seinem zukünftigen Schwiegervater und badete ihn.

Der Alte befahl ihm darauf, für ihn Fische zu schießen. Ein Boot würde er im Fluss finden, die Bank dazu unter den Wurzeln eines bestimmten Baumes und einen Pfeil im Schatten eines anderen Baumes. Wirklich fand er das Boot. Es lag unter Wasser und war sehr schwer, aber es gelang dem jungen Manne endlich, es heraufzuziehen und auszuschöpfen. Als er sich dem bezeichneten Baume näherte und zwischen den Wurzeln suchte, war er überrascht und erschreckt, dort einen Alligator zu finden. Er ergriff ihn im Nacken, und der Alligator verwandelte sich in eine Bank, die in das Boot passte. Im Schatten des anderen Baumes sah er zu seinem Schrecken eine große Schlange. Er packte sie jedoch im Nacken, und sie verwandelte sich in einen Fischpfeil.

Der Alte gesellte sich nun zu ihm. Sie stiegen in das Boot und ruderten den Strom hinab. »Ich möchte Kwabaihi-Fische haben«, sagte der alte Mann, »aber du musst nicht in das Wasser sehen. Schieße in die Luft!« Sein Gefährte tat, wie er sagte, und so geschickt war er mit dem Bogen, dass der Pfeil den Fisch durchbohrte und tötete. Der Fisch war so groß, dass das Boot beinahe sank, als sie ihn heraufzogen. Sie brachten es jedoch fertig, damit nach Hause zu kommen.

2 Waldgeist

Der Alte war nun hinreichend überzeugt von Yars Tüchtigkeit und gab ihm seine Tochter Usi-diu zur Frau. Am nächsten Morgen ging das junge Paar zum Jagen in den Wald. Als sie spät am Nachmittag zurückkamen, hatten Vater und Tochter eine lange und ernste Unterredung, in deren Verlauf der Alte erfuhr, dass das Meisterstück, das er mit so viel Geduld, Geschick und Verständnis ausgeführt hatte, nicht ganz vollkommen war. Ihr Gatte hatte an ihr zu tadeln. Am folgenden Tage wurde die Jagd wiederholt. Wieder fand am späten Nachmittag eine Unterredung statt, aus der klar hervorging, dass der gerügte Fehler noch immer bestand. Der verwirrte Vater konnte seiner Tochter nur versichern, dass er nichts weiter tun könne, um sie ihrem Gatten angenehm zu machen. Als der Letztere dies hörte, fragte er einen Bunia-Vogel um Rat und brachte ihn am nächsten Tage mit nach Hause. Während die junge Frau ihn auf ihrem Schoß streichelte und fütterte, machte der böse Vogel einen schlimmen Angriff auf ihre Unschuld und flog davon. Als diese Gewalttat dem Vater bekannt wurde, beschloss er, seine Tochter noch einer Prüfung zu unterziehen, und es gelang ihm, eine Schlange aus ihr herauszuziehen. Die Schwierigkeit war nun behoben, und die junge Frau ging noch einmal zu ihrem Gatten. Am folgenden Nachmittag trafen sich Vater und Tochter wieder zu heimlicher Zwiesprache. Nun war sie glücklich! Ihr Gatte war zufrieden gewesen und hatte nichts mehr an ihr auszusetzen.

Obleich der Alte absichtlich keinen bösen Willen zeigte, war er doch sehr ungehalten über seinen Schwiegersohn, nicht nur, weil dieser unzufrieden gewesen war mit dem Schnitzwerk, als es zuerst in seinen Besitz kam, sondern auch, weil er dem Buniavogel erlaubt hatte, daran herumzupfuschen. Er wartete seine Zeit ab und schob seine Rache auf, bis der junge Mann die üblichen Heiratsaufga-

ben vollendet hätte, das Schlagen einer Pflanzung und das Bauen eines Hauses für ihn. Es dauerte nicht lange, da fing Yar an, die Pflanzung zu schlagen. Er arbeitete früh und spät daran und sagte endlich seiner Frau, sie solle ihrem Vater mitteilen, dass er das Feld besichtigen könne. Der Alte ging hin, um es anzusehen, und sagte nach seiner Rückkehr der Tochter, dass er es tadeln müsse. Darauf ging das junge Paar selbst zur Pflanzung und war sehr erstaunt, alle Bäume und Sträucher wieder üppig wachsen zu sehen. Sie ahnten nicht, dass Nahakoboni am vorhergehenden Abend durch seine Zaubermittel dieses rasche Wachstum hervorgebracht hatte.

Yar musste darauf ein anderes größeres Feld schlagen, und wieder ereignete sich dieselbe Sache. Der Alte drückte sein tiefstes Missfallen aus. »Wie geht das zu?«, sagte Yar zu seiner Frau. »Nun habe ich zweimal ein Feld geschlagen, und doch ist der Alte noch nicht zufrieden.« Sie riet ihm darauf, ein drittes Feld zu schlagen und diesmal alle Baumstümpfe mit den Wurzeln auszureißen. Nachdem er das dritte Feld geschlagen hatte, fing er an, die Baumstümpfe herauszuziehen. Er versuchte es bei vielen, aber es gelang ihm nicht einen herauszureißen. Erschöpft fiel er nieder. Da erschien sein alter Freund, der Waldgeist, und bot sich an, die Arbeit für ihn zu tun. Er wies ihn an, sogleich nach Hause zu gehen und seiner Frau zu sagen, dass das Feld nun gründlich gereinigt sei. Nahakoboni ging am nächsten Morgen hin und bepflanzte das Feld mit Kassawa, Bananen und all den anderen nützlichen Pflanzen. Er kehrte am Abend zurück, aber er sprach kein Wort. Das machte Yar misstrauisch. Er stand am anderen Morgen früh auf und war sehr überrascht, an Stelle eines leeren Feldes eine reiche Ernte an reifer Kassawa zu finden, ebenso Bananen und all die anderen guten Sachen, nach denen sich sein Magen sehnte.

Aber noch immer nagte der Ärger am Herzen des alten Mannes, und als sein Schwiegersohn seine andere Aufgabe, den Hausbau, in Angriff nahm und vollendete, fand er auch daran zu tadeln, riss das Haus zusammen und sagte, er wolle es stärker gebaut haben. Daraufhin baute Yar das Haus aus dem härtesten Holz, das er finden konnte. Endlich war Nahakoboni zufrieden, bezog das Haus und lebte dort.

Yar, die Sonne, war nun frei und konnte sich um seine eigenen häuslichen Angelegenheiten kümmern, und da er mit seiner Frau zufrieden war, lebten sie sehr glücklich miteinander. Eines Tages sagte er ihr, dass er eine Reise nach Westen unternehmen wolle. Da sie jetzt schwanger sei, würde sie wohl nicht imstande sein, mit ihm Schritt zu halten; daher möge sie langsam nachreisen. Er wolle zuerst aufbrechen, und sie solle seinen Spuren folgen. Sie solle immer die rechte Spur verfolgen; er wolle Federn streuen auf die linke, damit sie sich nicht irren könne. Daher hatte sie am nächsten Morgen, als sie ihre Reise begann, keine Schwierigkeit, den Weg zu finden. Sie vermied die Federn, bis sie an eine Stelle kam, wo der Wind sie fortgeweht hatte. Da begann ihre Not. Was sollte sie nun tun, da sie den Weg verloren hatte? Ihre Mutterschaft wurde ihre Rettung, denn ihr ungeborenes Kind begann zu sprechen und sagte ihr, welchen Weg sie verfolgen müsse. Als sie weiter und weiter wanderte, bat ihr Kind sie, die hübschen Blumen zu pflücken, die hier und da am Wegrande blühten. Sie hatte einige rote und gelbe gepflückt, als eine Wespe sie auf den Leib stach. Sie wollte die Wespe töten, verfehlte sie und schlug sich selbst. Das ungeborene Kind verstand die Sache falsch und dachte, es wäre geschlagen worden. Es wurde böse und weigerte sich, seiner Mutter noch länger den Weg anzugeben. Die Folge davon war, dass die arme Frau sich hoffnungslos verirrte.

Mehr tot als lebendig kam sie endlich an ein sehr großes Haus, in dem Nanyobo³ wohnte, eine sehr alte, dicke Frau. Sie sagten einander »Guten Tag«, und die Besucherin wurde gefragt, woher sie käme. Sie suche ihren Gatten, die Sonne, antwortete sie, aber sie habe den Weg verloren und sei nun sehr müde. Nanyobo hieß darauf die Frau willkommen. Sie gab ihr zu essen und zu trinken, hieß sie sich setzen, hockte sich vor ihr auf die Erde und bat ihren Gast, sie zu lausen. »Aber sieh dich vor«, sagte die alte Frau, »stecke die Läuse nicht in den Mund, sonst werden sie dich vergiften!« Die Frau aber, überwältigt von Müdigkeit und Angst, vergaß die Warnung, fasste eine Laus und steckte sie zwischen die Zähne. Kaum hatte sie das getan, als sie tot hinfiel.

Die alte Nanyobo schlitzte ihr den Leib auf und zog nicht nur ein Kind, sondern zwei hervor, ein Paar wunderschöner Knaben, Makunaima und Pia. Nanyobo erwies sich als gute, treue Pflegemutter und versorgte sie wohl. Als die Kinder größer wurden, fingen sie an, Vögel zu schießen. Als sie noch größer wurden, gingen sie an den Fluss hinunter und schossen Fische und Wild. Jedes Mal, wenn sie Fische schossen, sagte die Alte: »Ihr müsst eure Fische an der Sonne trocknen und niemals über einem Feuer!« Aber es war sonderbar, dass die Alte sie jedes Mal ausschickte, um Feuerholz zu holen, und wenn sie damit zurückkamen, waren die Fische schon schön gekocht und hergerichtet für sie. In der Tat spie die Alte Feuer aus ihrem Mund, kochte ihr Essen und leckte das Feuer wieder auf, bevor die Knaben zurückkamen. Sie ließ sie niemals ein Feuer brennen sehen. Da sich dies Tag für Tag wiederholte, wurden die Knaben misstrauisch. Sie konnten sich nicht denken, wie die Alte ihr Feuer anzündete, und beschlossen daher, es herauszu-

3 ›ein großer Frosch‹

finden. Bei der nächsten Gelegenheit, als sie wieder ausgeschickt wurden, um Feuerholz zu holen, verwandelte sich einer von ihnen in sicherer Entfernung vom Hause in eine Eidechse, lief zurück und schlüpfte in das Dach hinauf, von wo er alles sehen konnte, was vor sich ging. Was sah er nun? Er sah nicht nur, wie die alte Frau Feuer erbrach, es benutzte und wieder aufleckte, er beobachtete auch, wie sie sich im Nacken kratzte, worauf dort etwas wie Balata-Milch herausfloss, wovon sie Stärkemehl bereitete. Befriedigt von dem, was er gesehen hatte, kam er herunter und lief zu seinem Bruder. Sie besprachen die Sache gründlich und sagten: »Was die alte Frau tut, ist nicht gut. Töten wir die Alte!« Dies taten sie. Sie rodeten ein großes Feld und ließen gerade in der Mitte einen schönen Baum stehen, an den sie die alte Frau banden. Dann umgaben die Knaben sie von allen Seiten mit Holzspänen und zündeten diese an. Als die alte Frau allmählich vom Feuer verzehrt wurde, ging das Feuer, das in ihr war, in die sie umgebenden Reiser über. Diese Reiser waren zufällig Hima-heru-Holz, und noch heute können wir Feuer bekommen, wenn wir zwei dieser Hölzer aneinanderreiben.

Die Affenfrau Warao (Venezuela)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine Äffin gefangen und aufgezogen. Sie war so zahm und anhänglich geworden, dass die alten Leute sie ruhig allein zu Hause ließen, wenn sie fortgingen. Eines Tages, als sie ausgegangen waren, um Freunde zu besuchen, streifte die Äffin ihre Haut ab, warf sie über einen der Hausbalken und band sich eine Perlenschürze um und anderen Zierrat, der im Hause zurückgeblieben war. Darauf machte sie sich an die Kassawa, die sie kochte und aß. Endlich zog sie ihr Fell wieder an.

Als die Hausbewohner zurückkamen, suchten sie die Kassawa und konnten sie nirgends finden. Aber obgleich sie sich sehr darüber wunderten, beargwöhnte niemand die Äffin. Bei der nächsten Gelegenheit, als wieder einmal alle fortgingen, verbarg sich ein junger Mann und blieb zurück, um aufzupassen, damit nicht zum zweiten Mal jemand die Kassawa stehle.

Nach einiger Zeit zog die Äffin ihr Fell aus, kleidete sich wie zuvor und fing an, Kassawa zu backen. Da sprang der junge Mann hervor und ergriff sie. Es gab einen harten Kampf. »Nein!«, sagte sie, »ich kann nicht deine Frau werden.« »Aber ich habe ein solches Verlangen nach dir«, war die Erwiderung. »Das ist alles recht schön«, sagte sie, »aber du wirst mich doch schlecht behandeln und prügeln.« Als er ihr versicherte, dass er sie niemals schlecht behandeln würde, willigte sie endlich ein, sich seinen Wünschen zu fügen. Da riss er das Affenfell vom Balken herunter und warf es ins Feuer.

Sie lebten lange Zeit zusammen, und sie gebar ihm einen Knaben. Danach begannen aber ihre Leiden, denn er war ihrer überdrüssig geworden. Er fing an, sie zu schlagen, »Affe«

zu ihr zu sagen und sie in jeder Weise zu quälen. Schließlich wurde es ihr zu viel, und sie sagte zu sich selbst: »Ich kann diese Behandlung nicht länger ertragen. Ich will zurückkehren zu meinen Leuten.« Sie sagte ihrem Manne, sie wolle zum Baden gehen. Stattdessen ging sie aber weit fort in den Wald hinein. Ihr Mann wartete lange, lange auf sie, und endlich machte er sich auf, sie zu suchen. Sie hinkte unterdessen mit einem Stock umher und versuchte, ihre frühere Gangart auf vier Füßen wieder herauszubekommen. Gerade war es ihr geglückt, nach alter Gewohnheit sich von einem Baum zum anderen zu schwingen. Ihr kleiner Knabe fing schon an, die Bewegungen der Mutter nachzuahmen.

Als ihr Mann kam, da sah er sie mit dem Kleinen vom Wipfel eines Baumes zum anderen springen. »Komm nach Hause zurück!«, rief er, aber sie hörte nicht auf ihn. Nur der Knabe, dem der Vater leidtat, warf ihm Spinnen und Insekten zum Essen herunter. – Affen können solche Dinge wohl essen, aber sie sind keine Kost für Menschen, und so blieb er hungrig. – »Komm nach Hause zurück!«, schrie er von neuem, während er versuchte, ihr unten durch die Büsche zu folgen. Sie sah auf ihn herab und rief ihm zu: »Nein, ich bin genug gestraft gewesen durch dich!«

So setzten sie ihren Lauf fort, der Vater unten auf dem Boden, Mutter und Kind sich in den höchsten Zweigen von Baum zu Baum schwingend. Endlich kamen sie an einen breiten Fluss. Da rief die Äffin ihren Verwandten zu: »Kommt und holt uns!« Und es kam ein starker Wind, der wehte wider die Bäume der gegenüberliegenden Uferseite, dass sie sich weit über den Fluss hinüberneigten und die Bäume der anderen Seite berührten. Da konnte die Mutter mit ihrem Kind hinüberspringen, und als sie drüben waren, schlugen die Bäume und Büsche zurück, wie sie vorher gestanden hatten. Die Äffin rief dem Manne zu: »Du musst

uns nachschwimmen, wenn du uns haben willst!« Und der kleine Knabe, der seinen Vater wirklich gern hatte, rief: »Lebe wohl, ich gehe fort!« Aber die Mutter rief nichts mehr.

Der Mann verließ das Ufer und ging wütend nach Hause. Dort zerstörte er alles, was der Frau gehört hatte. Er zerschchnitt ihre Hängematte, zerbrach ihre Kalabassen und zerschlug ihre Töpfe. Was für eine schlechte Laune muss er gehabt haben!

Die Schildkröte und das Fest im Himmel Tupi (Brasilien)

Im Himmel feierte man ein Fest, zu dem die Schildkröte und der Aasgeier eingeladen waren. Sie schlug ihm eine Wette vor, wer zuerst dorthin kommen würde. Der Aasgeier nahm die Wette an und packte den Mundvorrat für die Reise in einen Tragkorb. In der Nacht kamen sie überein, dass die Abreise am frühen Morgen vor sich gehen sollte, und gingen dann schlafen. Als die Schildkröte sah, dass der Aasgeier schlief, kroch sie in seinen Tragkorb und versteckte sich unter den Mundvorrat. Vor Tagesanbruch brach der Aasgeier auf und kam zum Himmel, wo er seinen Tragkorb stehen ließ und fortging, um zu sehen, was es Besonderes gäbe. Da benutzte die Schildkröte die Gelegenheit, kam aus dem Tragkorb heraus und ging ebenfalls spazieren. Später, als der Aasgeier schon müde war, auf die Schildkröte zu warten, begegnete er ihr und sprach:

»Endlich also kommst du?«

»Nein«, antwortete sie, »ich bin schon lange da!«

Diese Wette hatte er also verloren. Als das Fest zu Ende war, schlug der Aasgeier eine andere Wette vor: »Lass uns jetzt wetten, wer zuerst wieder hinabkommt!«

»Gut!«, antwortete die Schildkröte, und sie machten sich auf. Die Schildkröte ließ sich fallen, während der Aasgeier flog.

Als die Schildkröte sich der Erde näherte, sah sie einen großen Felsen unter sich, auf den sie fallen musste. Da schrie sie laut: »Geh aus dem Weg, Fels, sonst zerschmetterte ich dich!«

Der Fels ging beiseite, und die Schildkröte schlug heftig auf die Erde auf, wodurch sich ihre Brust abplattete und ihre Schale spaltete, wie wir es noch heute sehen.

Schildkröte und Jaguar Tupi (Brasilien)

Die Schildkröte schrie: »Meine Verwandten, meine Verwandten! Kommt herbei!«

Der Jaguar hörte sie, eilte herbei und fragte: »Warum schreist du so, Schildkröte?«

Die Schildkröte antwortete: »Ich rufe meine Verwandten, damit sie mit mir meine große Jagdbeute, einen Tapir, verzehren!«

»Einen Tapir!«, sagte der Jaguar. »Willst du, dass ich ihn dir zerlege?«

»Ich will es wohl«, sagte die Schildkröte. »Schneide ihn in zwei Hälften, eine für dich und eine für mich!«

»Dann geh und suche Brennholz!«

Die Schildkröte entfernte sich; da ergriff der Jaguar ihr Wildbret und machte sich davon.

Als die Schildkröte zurückkam, fand sie nur noch die Exkreme. Sie schalt auf den Jaguar und sagte: »Warte nur! Ich werde dir eines Tages schon begegnen!«

Die kleine Schildkröte ging und ging und ging. Nach zwei Tagen traf sie einen Affen, der auf eine Inaja-Palme geklettert war, um Früchte zu essen. Sie sagte zu ihm: »Affe, wirf mir einige Früchte herunter!«

Der Affe antwortete: »Steige herauf! Bist du kein Mann?«

Die Schildkröte antwortete: »Ich bin gewiss ein Mann, aber ich will nicht hinaufsteigen, weil ich ermüdet bin.«

»Alles, was ich für dich tun kann, das ist, dass ich dich hierherhole«, sagte der Affe.

»So komm und hole mich!«, antwortete die Schildkröte.

Der Affe stieg herab, trug die Schildkröte auf den Baum und verließ sie. Die Schildkröte blieb dort zwei Tage, da sie nicht wusste, wie sie wieder herunterkommen sollte.

Da kam ein Jaguar an den Platz, sah die arme Schildkröte auf dem Baume sitzen und sprach zu ihr: »Oh! Schildkröte, wie bist du denn da hinaufgeklettert?«

»An diesem Baumstamm«, erwiderte die Schildkröte.

Der Jaguar, welcher Hunger hatte, forderte sie auf herabzusteigen. Die Schildkröte antwortete: »Ich werde nicht herabsteigen, bevor ich alle diese Früchte verzehrt habe. Wenn du davon haben willst, schliesse die Augen! Ich will dir ein paar hinunterwerfen.« Der Jaguar schloss die Augen. Da sprang ihm die Schildkröte auf den Kopf und tötete ihn.

Sie wartete, bis er verwest war, zog einen Knochen heraus und machte sich eine Flöte davon. Dann ging sie weg, auf der Flöte blasend und singend: »Der Knochen des Jaguars ist meine Flöte, fri-fri-fri!«

Dies hörte ein anderer Jaguar. Er kam herbei und fragte die Schildkröte: »Was spielst du da auf deiner Flöte?«

Die Schildkröte antwortete: »Ich sang: ›Der Knochen des Hirsches ist meine Flöte, i-i!‹«

Der Jaguar erwiderte: »Das war es durchaus nicht, was ich dich flöten hörte.«

»Ziehe dich ein wenig zurück«, sagte die Schildkröte, »und du wirst es besser hören!«

Die Schildkröte suchte ein Loch, stellte sich an den Eingang und spielte auf ihrer Flöte: »Der Knochen des Jaguars ist meine Flöte, i-i!«

Als der Jaguar sie so spielen hörte, stürzte er auf sie zu, um sie zu fassen. Die Schildkröte schlüpfte in das Loch. Der Jaguar griff hinein und fasste die Schildkröte am Bein.

Die Schildkröte fing an zu lachen und sagte: »Er glaubt mein Bein zu halten und hält nur eine Wurzel!«

»Das ist gut«, erwiderte der Jaguar und ließ das Bein der Schildkröte fahren.

Da lachte die Schildkröte von neuem und sprach: »Es war doch mein Bein, das du hieltest!«

Der dumme Jaguar wartete am Rande des Loches. Da kam eine Kröte. Er rief sie an: »Oh, Kröte!« Diese antwortete: »Hier bin ich!«

Der Jaguar sagte: »Die Schildkröte hat sich in diesem Loch versteckt, und ich will sie greifen. Bleib hier und bewache sie! Ich will eine Hacke holen, um sie auszugraben!«

Der Jaguar ging weg.

Die Schildkröte erschien nun am Eingang des Loches, erblickte die Kröte und rief ihr zu: »Oh, Kröte, was machst du da?« »Ich bin hier, um dich zu bewachen«, sagte die Kröte.

»Dann öffne deine Augen!«, sagte die Schildkröte.

Die Kröte riss ihre Augen weit auf, und die Schildkröte warf ihr eine Handvoll Sand hinein. Während jene sich die Augen rieb, verließ die Schildkröte das Loch und machte sich davon.

Bald darauf erschien der Jaguar mit seiner Hacke und fragte die Kröte: »Wo ist die Schildkröte?«

»Sie ist im Loch«, antwortete die Kröte.

Der Jaguar begann zu graben, zu graben, zu graben. Das Loch war sehr tief. Ganz ermüdet, ließ er endlich die Hacke sinken und fragte wütend die Kröte: »Wo ist denn die Schildkröte?« Die Kröte antwortete: »Ich weiß es nicht.« Da sagte der Jaguar: »Du weißt es wohl! Du hast sie entwischen lassen! Jetzt sollst du mir es büßen!« Mit diesen Worten stürzte er sich auf die Kröte und verschlang sie.

Die Zauberrasseln Warao (Venezuela)

Eines Tages ging ein Mann mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in das benachbarte Dorf, um an einem Trinkfest teilzunehmen. Ihre beiden Töchter blieben zu Hause und bereiteten Kaschiri¹. Als sie nun zum Bache hinunterschlenderten, um Wasser zu holen, hörten sie einen eigenartigen Schrei. Es war Siwara, der Waldgeist, der sie absichtlich irreführte, indem er den Schrei eines großen Habichts nachahmte. Sie forderten den Habicht in der üblichen Weise heraus, indem sie riefen: »Schreie nicht, sondern zeige dich oder töte etwas für uns!« Sie sahen nichts und hörten nichts weiter.

Als sie wieder zu Hause waren und sich eine Weile ausgeruht hatten, näherte sich ein junger Mann dem Hause. Er begrüßte sie mit »Guten Tag, Basen!« und trat ein. »Wo sind euere Eltern?«, fragte darauf der Fremde. Es war niemand anderes als Siwara, welcher der Aufforderung, sich zu zeigen, gefolgt war. Die Mädchen erzählten ihm, dass die anderen alle fort seien zu einem Trinkfest, und boten ihm Kassawa² und Getränk an. Nachdem er davon genossen hatte, sagte ihnen Siwara, sie sollten gehen und das Hokkohuhn hereinholen, das er ihnen mitgebracht hätte. Danach bat er sie, seine Hängematte hereinzubringen, da er die Nacht über dableiben wolle. Sie holten die Hängematte und hingen sie in dem Ende des Hauses auf, das am weitesten von ihrer Schlafstelle entfernt war. Da sagte er: »Fürchtet euch nicht! Ich werde euch nicht stören.« Und er sprach wahr. Die Mädchen schliefen die ganze Nacht hindurch,

1 alkoholhaltiges Getränk aus der Maniokwurzel

2 Maniok

ohne von ihm gestört zu werden. Früh am nächsten Morgen kehrte Siwara in den Wald zurück, aber bevor er Abschied nahm, verbot er ihnen, ihren Eltern von seinem Besuch zu erzählen.

Nicht lange danach kamen die Eltern zurück. Als sie das geröstete Hokkohuhn sahen, riefen sie aus: »Wie seid ihr denn dazu gekommen?« Die Mädchen logen und sagten: »Wir sahen einen großen Habicht, der es erbeutet hatte, und nahmen es ihm weg.« Nach und nach wurde das Hokkohuhn gekocht und gegessen, und als der alte Vater einen Bissen davon kaute, den er gerade aus dem Topf geholt hatte, biss er auf das Stück eines Blasrohrpfeils. Da wandte er sich an seine Töchter und fragte: »Wenn ein Habicht den Vogel tötete, wie kommt der Pfeil hinein?« Nun mussten sie gestehen, dass ihr Onkel ihnen das Hokkohuhn gebracht hätte. »Warum habt ihr das nicht gleich gesagt?«, rief der Alte. »Warum ließt ihr mich nicht wissen, dass er euch besuchte, während wir fort waren? Geht gleich und ruft ihn herein!« Die Mädchen gingen hinaus und riefen: »Daku! Daku!³«, und Siwara hörte sofort auf ihren Ruf. Als er eintrat, hieß ihn der Hausherr willkommen, und er setzte sich nieder auf den Schemel, der ihm angeboten wurde. »Danke, danke!«, rief er aus. »Ich war gestern hier und leistete den Mädchen Gesellschaft.« Nun war der alte Vater, der von dem Trinkfest kam, noch reichlich benebelt und wusste kaum, was er tat. Obleich er nicht die leiseste Ahnung hatte, wer Siwara eigentlich war, bot er ihm seine älteste Tochter an, vorausgesetzt, dass sie ihm gefiele. Es traf sich, dass sie Siwara sehr gut gefiel, und er wandte sich daher an die Mutter und fragte sie, ob sie ihn als Schwiegersohn haben möchte. Sie sagte: »Ja, sehr gern.« Und so geschah es, dass

3 Onkel! Onkel!

der Waldgeist eine Frau bekam und mit ihr im Hause seines Schwiegervaters seinen Wohnsitz nahm.

Siwara erwies sich als ein sehr guter Gatte und Schwiegersohn. Von jedem Jagdzug kehrte er beladen mit Wildbret heim. Er machte sich auch die Mühe, den Brüdern seiner Frau zu zeigen, wie man Wildschweine schießt. Früher brachten diese zwei Burschen oft einen Vogel heim und sagten, sie hätten ein Wildschwein gebracht. Sie wussten eben nicht, was ein Wildschwein war. Da nahm er sie eines Tages mit, und als sie einen geeigneten Platz erreicht hatten, schüttelte er seine Rassel, und herbei eilten die Wildschweine, gehorsam seinem Rufe. »Dies sind Schweine! Schießt!«, sagte Siwara, aber die beiden Brüder, die nie zuvor ein Wildschwein gesehen hatten, fürchteten sich und kletterten auf einen Baum. Da musste er selbst drei oder vier töten, und diese nahmen sie dann später mit nach Hause.

Die Zeit verging. Nachdem seine Frau ihm ein Kind geschenkt hatte, wurde Siwara anerkannter Erbe des Besitzes ihrer Familie und brachte auch sein Eigentum, das er bis jetzt im Walde gelassen hatte, in das Haus seines Schwiegervaters. Dieses galt fortan als sein eigenes Heim.

Unter den Sachen, die er in sein neues Heim mitbrachte, befanden sich vier Rasseln, die nur zur Wildschweinsjagd gebraucht wurden. Es gibt zwei Arten Schweine, eine harmlosere und eine sehr gefährliche. Für jede Art hatte er ein Paar Rasseln, eine Rassel, um die Tiere herbeizurufen, die andere, um sie fortzutreiben. Nachdem er die Rasseln aufgehängt hatte, warnte er die Verwandten seiner Frau dringend, diese Rasseln während seiner Abwesenheit zu berühren, weil daraus großes Unglück entstehen würde.

Bald darauf ging Siwara fort, um ein Feld zu roden. Während er fort war, kamen seine Schwäger zurück. Sie sahen die schönen, mit Federn verzierten Rasseln alle in einer

Reihe hängen und konnten der Versuchung nicht widerstehen, eine herunterzunehmen, um sie genau zu betrachten. In ihre Betrachtung vertieft, vergaß der Schwager ganz das Verbot und begann sie zu schütteln. Aber ach! es war die falsche Rassel, die für die bösen Wildschweine! Und nun kamen diese wilden Bestien in Scharen von nahe und fern herbei und ließen der jungen Mutter, den zwei Brüdern und den alten Leuten kaum Zeit, sich auf die nächsten Bäume zu flüchten. In der Eile und Aufregung hatte die Mutter jedoch ihr Kind vergessen, das die Schweine in Stücke rissen und verschlangen. Als sie sahen, was sich unten ereignete, schrien die Flüchtlinge und riefen nach Siwara, er solle schnell kommen und all die Tiere vertreiben, damit sie in Sicherheit heruntersteigen könnten. Siwara kam, schüttelte die richtige Rassel und trieb die Tiere fort. Als alle herabgestiegen waren und mit ihm zusammentrafen, suchte er nach seinem Kindchen. Aber er fand es nicht. Da tadelte er sie, dass sie seinem Gebot nicht gefolgt wären, und war so ärgerlich, dass er sie verließ. – Es ist jetzt schwer für sie, Nahrung zu bekommen.

Korobona Warao (Venezuela)

Im Lande der Warao gab es einen klaren, ruhigen See, in dessen Wasser man nicht baden durfte. Eines Tages kamen zwei junge Waraomädchen singend von den Hügeln herunter und wagten sich in die Nähe des verbotenen Wassers, obgleich ihre Brüder ihnen gesagt hatten: »Nehmt euch in Acht, der See ist gefährlich, badet dort nicht!«

Die ältere der beiden Schwestern, die schöne Korobona, sagte: »Warum sollen wir uns durch eine leere Drohung von diesem klaren Wasser zurückhalten lassen? Komm, meine Schwester, bade mit mir. Was soll uns geschehen? Wir Mädchen sind allein. Die Männer, alte wie junge, gehorchen abergläubisch dem Verbot. Es wird uns keiner stören.«

Schnell sprangen sie hinein und begannen in dem reinen, klaren Wasser fröhlich zu tauchen und zu schwimmen. Die Ältere schwamm furchtlos voran, die andere folgte ihr.

Plötzlich sah Korobona einen Holzpfeiler aus dem Wasser ragen. Übermütig schüttelte sie ihn. Da erhob sich eine Mänergestalt, ergriff Korobona und hielt sie mit starkem Arm.

Es war ein Wassergeist, der dort unten verzaubert gelegen hatte, bis jemand, der in den See hinausschwamm, es wagen würde, an dem Holzpfeiler zu rütteln. »Waraomädchen«, sagte er, »deine Schwester mag gehen! Aber dich halte ich, du schönes Weib. Du musst mit mir hinunter in mein Heim!«

Die arme Korobona weinte zu Hause an ihrer Schwester Brust. Ihr einziger Trost war, dass ihre vier Brüder nicht wussten, warum sie so betrübt war.

Die Zeit verging. Sie wurde Mutter. Und ihre Brüder schwuren, das Kind zu töten.

»Tötet nicht meine Tochter!«, schrie Korobona. »Er schlägt mich, weil ich leichtsinnig war! Meine Tochter wird

ein sanftes Mädchen werden und wird euch liebevoll dienen. Verschont das hilflose Kind!«

Die Brüder wurden gerührt durch ihre Bitte und überließen das Kind ihrer Sorgfalt, denn sie liebten sie, wenn sie ihnen auch Kummer gemacht hatte.

Inzwischen suchte der Wassergeist seinen Zeitvertreib am Ufer des Sees. Als riesige Schlange sah man ihn von Baum zu Baum gleiten. Oder er stand in menschlicher Gestalt unter den grünen Zweigen, dort, wo sanftes Wellengeriesel den Sand kräuselte. Manchmal war er oben ein Mann und unten eine Schlange. Und die Leute sagten: »Wessen Hand kann dieses schrecklichen Unholds Macht widerstehen? Wer kann seine Natur erkennen?«

Korobona hörte die Erzählungen von ihm, der ihren Sinn erfüllte. Sie hörte nicht auf die Bitten ihrer Schwester. Sie stahl sich zum See, entschlossen, die Wahrheit herauszufinden.

Lange wartete sie unter den Bäumen voll Furcht und seltsamer Hoffnung, während er, der ihre Gegenwart erspürte, sich ihren Blicken in Schlangengestalt entzog und sich ihr dennoch nahte. Sein Kopf sah aus wie ein schwimmender Samen, den der Wind auf das Wasser geblasen hat. Der Schwanz glich häutigem Schaum. Nichts anderes war von ihm zu sehen.

Korobona beugte sich herab, diesen schwimmenden Samen zu betrachten. Da schrie er triumphierend: »Du gehörst mir! Ergib dich in dein Schicksal!«, und ergriff sie aufs Neue.

Die unglückliche Korobona lebte nun einsam im Walde und verbarg dort ihr zweites Kind. Sie wusste, es musste Blut fließen, wenn ihre Brüder ihre Schuld erfahren würden. Sie weinte viel, denn sie sah Unheil voraus, und ihr größter Kummer war der schöne Knabe, der zum Teil seines Vaters Gestalt hatte. Am Tage seiner Geburt versuchte sie

zuerst zu fliehen. Aber sie kehrte bald wieder zurück zu der versteckten Lichtung, wo das hilflose Kind lag, das sie durch sein schwaches Schreien zurückrief. Ihre Schwester, die treu mit ihr weinte, bewahrte ihr Geheimnis.

Eines Tages hörte jemand, der vorüberging, das Kind schreien und entdeckte sie. Er sagte es ihren Brüdern, die in der Nähe jagten. Bald sah sie die vier erscheinen, wild vor Scham und Rache.

Zwei von ihnen zerrten ihre Schwester nach Hause, zwei wandten sich, um das Kind zu erschlagen, das hilflos vor ihnen lag. Sie durchschossen es mit einem Pfeil und ließen es liegen, wo es lag.

»Das Kind ist tot«, sagten sie, »kümmert euch nicht um die wahnsinnige Mutter!« Sie ließen sie gehen, sein Grab zu bereiten. Sie ahnten nicht, dass die Sorgfalt, die sie anwandte, den unglücklichen Knaben wieder zum Leben erweckte.

Er wuchs geistig und körperlich viel schneller als andere Kinder. In einem hohlen Baum verbarg er sich vor allen Blicken, bis er die Gestalt seiner Mutter kommen sah. Sie ging täglich in den Wald und brachte ihm Nahrung und plauderte mit ihrem Kind und vergaß darüber ihre Sorgen.

Aber sie bedachte nicht, dass ihre Fußspuren ihren Weg verraten könnten. So erfuhren die Brüder ihr Geheimnis und machten Pfeile und Bogen bereit.

»Wozu macht ihr diese Pfeile?«, fragte sie. »Was wollt ihr mit diesen Waffen?« Die Brüder gaben ihr kurze Antwort. Da floh sie in den Wald, und die Brüder eilten, sie zu verfolgen.

»Verberge mich, Mutter, vor ihren Augen!«, schrie das unglückliche Opfer. »Warum gabst du mir das Leben? Ich habe keinen Platz auf Erden und soll nun bald sterben!«

Die Mutter klammerte sich an ihren Sohn und schirmte ihn mit ihrem Leib vor seinen Feinden. Sie hatten nur wenig

Platz zum Zielen, aber von den unfehlbaren Bogen traf jeder Pfeil. Sie schnitten ihn in kleine Stücke. Korobona verfluchte ihre Grausamkeit: »Ihr gemeinen Mörder dieses unschuldigen Kindes! Das Unglück, das ihr fürchtet, wird jetzt über euch kommen, aber durch euch, nicht durch mich! Seht hier Korobona liegen! Dieser Fleck soll ihr Grab werden, dieser Fleck, der bedeckt ist von dem armen Blut! Denkt daran, wenn Unglück über euch kommt und die Warao ihrem Schicksal verfallen!«

Korobona blieb im Walde zurück und bewachte ihren Toten. Sie häufte breite grüne Blätter und rote Blüten über den zerstückelten Leichnam. Und lieblich und duftend blieb der blutgetränkte Erdenfleck. Aasgeier und wilde Tiere blieben ihm fern. Das Schlangenkind verweste nicht.

Nach einiger Zeit begann der mit Blumen bedeckte Hügel sich zu heben. Sie vernahm die Worte: »Dein Sohn wird jetzt den Mord rächen, der an ihm geschehen ist. Meine Mutter, höre auf zu klagen!«

Erst erhoben sich ein Haupt und Schultern, langsam aus dem Hügel hervorwachsend, dann sah sie die ganze mächtige Gestalt erscheinen mit vollständigen und gesunden Gliedern, wohl bewaffnet, um alle Feinde mit Schrecken zu erfüllen. Mit schwerer Keule stand der Krieger da, mit Bogen und Pfeilen. Weiße Daunenfedern schmückten sein kurzes, schwarzes Haar. Seine Haut leuchtete wie Kupfer, heller als die der Warao. Seine Wangen und Brauen waren rot bemalt wie mit Blut. So erhob sich finster der erste Karaibe, ein starker Krieger, seine Feinde zu schlagen, ein Schrecken für jeden Warao. Die vier Brüder erblickten, als sie ihn sahen, und riefen ihre Krieger zusammen. Aber wenige wagten, es mit seiner Keule aufzunehmen, und die es wagten, erschlug er. Die übrigen flohen. Kein Warao konnte ihm widerstehen; ihre Pfeile trafen ihn nicht. Die Krieger flo-

hen, um ihr Leben zu retten. Ihre Weiber nahm er zu Frauen, und all ihr Gut wurde seine Beute.

Seine Kinder vermehrten sich und nahmen den Platz der Warao ein.

Sie sind unbesiegbar, da sie übernatürlichen Ursprungs sind, obgleich sie durch ihre Mutter zu dem von ihnen verachteten Stamme der Warao gehören.

Der überlistete Waldgeist Arawak (Suriname/Guyana)

Eine Familie wurde einmal zu einem Trinkfest eingeladen. Alle gingen hin bis auf die Tochter, die sich weigerte mitzugehen. So blieb sie ganz allein zu Hause.

Am späten Nachmittag bekam sie Besuch von einer Freundin, die sie sehr lange nicht gesehen hatte. Wenigstens glaubte sie, es wäre ihre Freundin Dai-adalla, mit der sie den Namen getauscht hatte. In Wirklichkeit aber war ihr Besucher ein Waldgeist, der die Gestalt und das Aussehen ihrer Freundin angenommen hatte, um desto leichter seine schlechten Absichten ausführen zu können. Da sie so gute Freundinnen waren, redete der Waldgeist das Mädchen als Dai-adalla an und fragte sie, was sie so allein zu Hause treibe. Als das Mädchen erzählte, dass es sich geweigert hätte, zu einem Trinkfest mitzugehen, sagte der Waldgeist: »O, das ist gut! Ich werde heute Nacht hierbleiben und dir Gesellschaft leisten.«

Am Abend, als es dunkel wurde, ließ sich eine Menge Frösche hören. Daher fragte das Mädchen ihre Freundin, ob sie gern Frösche äße, und da diese eine große Vorliebe dafür zugab, machten sie sich sogleich auf, um einige Frösche zu fangen.

Sie gingen zusammen hinaus in die Dunkelheit, jede nach einer anderen Richtung, und nach einer Weile fingen sie an, sich zuzurufen und sich gegenseitig zu fragen, wie viele sie gefangen hätten. Der Waldgeist antwortete: »Viele, aber ich esse sie gerade so schnell, wie ich sie fangen kann.« Diese sonderbare Antwort, dass sie die Tiere roh esse, erschreckte das Mädchen, und es erkannte plötzlich die wahre Natur ihrer angeblichen Freundin. Als der Waldgeist rief: »Dai-adalla! Wie viele hast du gefangen?«, da ant-

wortete das Mädchen: »Viele, aber ich tue sie alle in meine Kalabasse.«

Sie überlegte die ganze Zeit, wie sie von ihrer Gefährtin weg in Sicherheit kommen könnte, denn sie wusste nur zu gut, dass der Waldgeist trotz der Dunkelheit ihren Standort nach dem Klang ihrer Stimme genau erkennen konnte. Als der Waldgeist ihr daher noch einmal zurief, erwiderte sie: »Still! Sprich nicht! Mach keinen Lärm. Die Frösche werden erschrecken, und ich kann keinen mehr fangen!« Als wieder Stille herrschte, stahl sich das Mädchen leise zum Hause zurück, kroch behutsam hinein und drehte im Hause alle Töpfe um, ohne das geringste Geräusch zu machen. Dann warf sie die Frösche fort und kletterte auf das Dach, um abzuwarten, was sich nun ereignen würde.

Es dauerte nicht lange. Nachdem der Waldgeist eine Weile gewartet hatte und keine Antwort auf seinen Ruf erhielt, merkte er, dass er überlistet war, und eilte zum Hause zurück. Hier tappte er im Dunkeln umher und drehte einen Topf nach dem anderen um, aber seine Beute war nicht darunter. »Ach«, rief er laut genug, dass das Mädchen ihn hörte, »wenn ich gedacht hätte, dass sie mir entwischte, hätte ich sie zugleich mit den Fröschen verspeist.«

Er suchte vergeblich – es waren sehr viele Töpfe da –, bis die Dämmerung kam und er fort musste. Das Mädchen stieg dann vom Dache herab und wartete auf ihre Eltern. Als diese ankamen, erzählte sie ihnen, wie der Waldgeist sie besucht hätte in der Gestalt einer Freundin. Da sagte der Vater: »Das nächste Mal, wenn wir dir sagen, du sollest mit uns kommen, wirst du gehorchen.«

Der Curupira und die Frau Tupi/Guarani (Brasilien)

Man erzählt, dass ein Mann von seiner Frau einen kleinen Sohn hatte. Eines Tages ging der Mann jagen und begegnete dem Curupira¹. Dieser tötete ihn, öffnete ihm den Leib und nahm die Leber heraus! Dann zog er ihm Hose und Hemd aus und bekleidete sich damit. So verkleidet, ging er zu der Frau des Toten und rief:

»Alte! Alte! Wo bist du?«

»Hier bin ich«, antwortete diese.

Er trat in das Haus, und da sie ihn nicht anschaute, dachte sie, es sei ihr Gatte.

»Hier bin ich. Ich bringe gutes Fleisch. Bereite es mir zu!«

Mit diesen Worten zog er die Leber ihres Gatten hervor und gab sie ihr. Sie briet sie und, nachdem sie Maniokmehl geholt hatte, setzte sie sich mit dem Kind zum Mahle nieder. Auch der Curupira setzte sich auf die Matte und sprach:

»Wir wollen essen!«

Sie aßen zusammen. Dann sagte der Curupira:

»Jetzt will ich schlafen. Bring mir den Sohn, dass er bei mir schläft!«

Der Curupira legte sich sogleich in die Hängematte. Die Frau brachte ihm den Sohn. Während jener schlief, betrachtete sie ihn aufmerksam. Dann sagte sie:

»Das ist nicht mein Mann! Das ist nicht mein Mann! Das ist der Curupira!«

Sofort packte sie ihre Sachen in einen Tragkorb, nahm ihren Sohn und legte jenem an seiner Stelle einen Mörser an die Brust. Dann lud sie den Korb auf den Rücken, nahm das

1 Sagenwesen der Tupi und Guarani mit orangerotem Pelz und nach hinten gedrehten Füßen

Kind in eine Tragbinde an die Brust und machte sich davon. Gleich darauf erwachte der Curupira. Er erhob sich, ging hinaus und sagte:

»Ah, dieses Weib hat mich betrogen!«

Sofort machte er sich auf die Suche, indem er schrie:

»Alte! Alte! Wo bist du?«

Die Frau sah den Curupira auf ihrer Spur gehen und floh vor ihm. Sie lief und stieg auf den hohen Ast eines Mambui-Baumes. Dort blieb sie, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie sah den Curupira unten kommen und hörte ihn rufen:

»Alte! Alte! Wo bist du?«

Ein Uakurau, der auf einem Ast des Baumes saß, sang:

»Mambui! Mambui!«

Der Curupira dachte, er sänge nur, und da er die Frau nicht sah, kehrte er um. Als die Frau den Curupira umkehren sah, stieg sie sofort herab und lief in den Wald hinein. Man erzählt, dass der Curupira sagte:

»Dieses Weib hat mich betrogen!«

Er kehrte wieder um und lief hinter ihr her, indem er rief:

»Alte! Alte! Wo bist du?«

Da eilte die Frau zu einem großen Baumstamm, der ein großes Loch hatte, aus dem die Kröte Kunauaru hervorsprang.

»Ach, Kunauaru«, sagte sie, »befreie mich, bitte, von dem Curupira!«

Man erzählt, dass die Kröte von dem Harz ihres Körpers ein Seil machte, an dem die Frau durch das Loch des Baumes emporstieg. Der Curupira kam und rief:

»Alte! Alte! Wo bist du?«

Der Kunauaru sagte:

»Hier ist sie.«

Man sagt, dass die Frau die Kröte bat, den Curupira nicht hinaufsteigen zu lassen.

»Fürchte dich nicht! Ich will ihn töten«, antwortete darauf der Kunauaru. Er strich sofort sein Harz auf den Stamm des Baumes, und als der Curupira sich gegen den Baum lehnte, blieb er daran kleben, so dass er starb.

Darauf stieg die Frau mit ihrem Sohn herab und lief nach Hause.

Der Schlangenspeil Tupi/Guarani (Brasilien)

Ein Jäger verirrt sich im Wald und blieb dort. Als er unter einen großen Baum kam, legte er sich schlafen.

Da hörte er schreien. Der Curupira schlug wider die hohen Baumwurzeln, dann schrie er. Wiederum schrie er und schlug wider eine Baumwurzel. So kam er immer näher. Dann hörte er ihn ganz nahe. Da kam der Curupira, setzte sich neben ihn, und sie begannen sich zu unterhalten:

»Ach, mein Enkel, wie geht es dir?«

»Ach, Großvater, mir geht es so so, aber wie geht es dir?«

»Mir geht es auch so so.«

»Ach, Großvater, ich habe mich verirrt!«

»Ist es möglich, mein Enkel? Deine Hütte ist doch nicht weit. Wann bist du von Hause weggegangen?«

»Gestern, Großvater.«

Sie fuhren fort, sich zu unterhalten:

»Ach, mein Enkel, ich habe Hunger.«

»Ich habe auch Hunger. Ich habe heute noch nichts gegessen.«

»Mein Enkel, ich möchte essen!«

»Ich auch.«

»Mein Enkel, gib mir deine Hand zu essen!«

»Hier ist sie, Großvater.«

Er schnitt die Hand eines Affen ab, den er am Abend erlegt hatte, und gab sie ihm. Der Curupira nahm sie und aß.

»Mein Enkel, deine Hand schmeckt gut. Ich möchte auch die andere essen!«

»Hier ist sie, Großvater.«

Er nahm sie und aß.

»Ach, mein Enkel, ausgezeichnet schmeckt deine Hand! Gib mir nun auch deinen Fuß zu essen!«

»Hier ist er, Großvater.«

Er schnitt den Fuß des Affen ab und gab ihn ihm.

»Hier ist er, Großvater.«

Der Curupira nahm ihn und aß.

»Ach, mein Enkel, schmackhaft ist dein Fuß!«

»Ist es möglich, Großvater?«

Dann bat er ihn um sein Herz.

»Ach, mein Enkel, ich möchte auch dein Herz haben.«

»In der Tat, Großvater? Hier ist es.«

Er zog sogleich das Herz des Affen hervor und gab es ihm.

Der Curupira nahm das Herz des Affen und aß es. Darauf bat der Jäger um das Herz des Großvaters.

»Nun möchte ich auch dein Herz haben!«

Bevor ihn der Curupira um eine andere Sache bitten konnte, bat ihn jener um sein Herz.

»Ist es möglich, mein Enkel? Dann gib mir dein Messer!«

»Hier ist mein Messer.«

Der Curupira nahm sofort das Messer, stieß es sich in die Brust, fiel um und starb. Der Jäger machte sich davon und ließ ihn liegen.

»Wohl getan, dass er gestorben ist!«

Damit ging er weg. Nach einem Jahr erinnerte er sich wieder der Sache.

»Jetzt will ich nach dem Curupira sehen, der gestorben ist, um ihm die grünen Zähne auszuziehen als Zaubermittel. Er muss schon verwest sein. Ich will mir seine Knochen holen zu Pfeilspitzen.«

Er ging hin, fand die schon gebleichten Knochen und machte sich daran, sie mit der Axt, die er mitgenommen hatte, abzulösen.

»Jetzt ziehe ich mit der Axt die Zähne aus«, sagte er.

Er schlug sogleich mit der Axt auf die Zähne. Da wurde

der Curupira wieder lebendig und setzte sich auf. Der Mann erschrak heftig.

»Ach, mein Enkel, ich habe Durst; ich will Wasser!«

»In der Tat?«

Da schlug der Mann sogleich sein Wasser in seinen Hut ab.

»Hier ist Wasser für dich, Großvater!«

»Jetzt bin ich gut erwacht, aber ich weiß nicht, wo wir in der Unterhaltung stehengeblieben waren, als ich einschlief. Was war es doch, mein Enkel?«

»Ich weiß es nicht.«

»Jetzt wollen wir gehen, mein Enkel. Was willst du nun haben, mein Enkel?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich gebe dir einen Pfeil, damit du Beute machst.«

»Wohl gesprochen, Großvater!«

»Vorwärts also!«

»Vorwärts!«

Sie gingen in den Wald, und dort gab ihm der Curupira den Pfeil.

»Jetzt hast du einen Pfeil für die Jagd. Willst du nun gehen?«

»Ja, ich will gehen.«

»Weißt du vielleicht, wo deine Hütte ist?«

»Nein.«

»Dann will ich mit dir zu deiner Hütte gehen.«

»Gut, Großvater, lass uns also gehen!«

Sie kamen in die Nähe der Hütte.

»Jetzt, mein Enkel, gehe ich weg und lasse dich da. Wenn du mich haben willst, wirst du mich schon zu finden wissen. Wenn du es wünschst, komme ich zu dir. Verstanden? Nun lebe wohl! Du allein kennst die Kraft dieses Pfeils. Nimm ihn nicht mit in deine Hütte! Erzähle niemand etwas davon, nicht einmal deiner Frau! Du allein verstehst es, mit ihm zu

jagen. Dieser Pfeil ist eine Surukuku-Schlange¹. Du brauchst keinen Bogen, um Beute zu machen. Es genügt, wenn du den Pfeil schleuderst. Ich erzähle dir dies alles, damit du es weißt und ihn nicht verlierst. Gut! Jetzt gehe ich weg!«

»Lebe wohl, Großvater! Ich werde dich bald besuchen.«

»Gut, mein Enkel! Ich bin immer zu deiner Verfügung.«

Von da an war der Jäger immer erfolgreich. Er erlegte viel mehr Wild als die anderen. Niemand wusste, wie er jagte. Da sagten sie: »Wie verhält sich das? Er schießt Vögel, er erlegt Vierfüßler. Warum können wir das nicht so?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wir gehen in den Wald und erbeuten nichts. Er aber geht weg und kommt rasch wieder heim, wenn wir ihn noch gar nicht erwarten.«

Andere sagten: »Wie kann das nur sein? Wir wollen ihn belauern, wie er seine Beute erlegt!«

»Lasst uns zwei Knaben schicken, ihn auszuspähen!«

»Vorwärts!«

Sie machten sich sogleich daran, ihn zu belauern. Als er in den Wald ging, schlichen sie hinter ihm her. Heimlich beobachteten sie ihn. Sie sahen, wie er seinen Pfeil von dem Ast eines Baumes schoss, und schlichen sich sogleich hin, um zu beobachten, wie er mit dem Pfeil tötete.

»Jetzt werden wir schon ausspähen, wo der Pfeil ist! Jetzt werden wir die Wahrheit schon erfahren!«

Sie belauerten ihn. Er sah einen Vogel dahinfliegen. Da beobachteten sie, wie er den Pfeil hinter ihm her schleuderte und darauf zu dem Vogel lief, der tot am Boden lag mit dem Pfeil daneben.

»Ist es denn möglich? Jetzt wissen wir, wie er seine Beute erlegt!«

Sie kehrten um und sprachen:

1 Südamerikanischer Buschmeister, Vipernart

»Morgen wollen wir hingehen, um seinen Pfeil zu erproben, und sehen, wie er Beute macht!«

Am Morgen gingen sie hin. Sie fanden den Pfeil, zogen ihn aus seinem Versteck hervor und erprobten ihn sogleich an einem fliegenden Vogel. Sie schleuderten den Pfeil. Dieser flog dahin, kehrte um und traf einen von den Knaben, der sofort zu Boden stürzte und starb. Der andere lief heim und erzählte:

»Mein Gefährte ist tot!«

»Woran ist er denn gestorben?«

»Eine Schlange hat ihn gebissen!«

»Lasst uns sehen!«

Sie gingen hin und fanden den Leichnam.

Der Herr des Pfeils suchte nach diesem, um auf die Jagd zu gehen, aber er fand ihn nicht mehr.

»Wo ist mein Pfeil hingekommen? Vielleicht ist er zu seinem Herrn zurückgekehrt. Was mache ich nun? Jetzt habe ich keinen Pfeil mehr! Vielleicht haben sie ihn entdeckt, und deswegen ist er umgekehrt. Vielleicht ist der Pfeil zum Curupira zurückgekehrt!«

Er ruhte nicht eher, als bis er wusste, dass sie seinen Pfeil gefunden und erprobt hatten, dass der Knabe von der Schlange gebissen worden und gestorben war, und dass der Pfeil darauf zum Curupira zurückgekehrt war.

»Das ist eine schöne Geschichte! Wer hat sie geheißt, den Pfeil anzurühren? Sie dachten wohl, es sei ein gewöhnlicher Pfeil, während es doch eine Schlange war. So haben sie mich um meinen Pfeil gebracht, so dass er nicht mehr zu mir zurückkehrt!«

Deswegen machte sich der Knabe davon in ein anderes Land und floh mit den übrigen Verwandten, die sich aus Furcht vor der Rache des Jägers einen anderen Wohnsitz suchten.

Der Vogel Sitube¹ Brasilien

Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne. Sie lebten glücklich und zufrieden in ihrem Lande, bebauten ihre Felder und hüteten das Vieh. Und zwar hatte es der Vater so befohlen, daß die vier größeren Brüder auf den Feldern arbeiten mußten, während die drei kleineren die Herden zu hüten hatten.

Eines Tages kam ein Löwe und stahl ein Rind, und als die Brüder abends zurückkamen, sagten sie: »Ein Löwe hat uns ein Rind gestohlen.« – »Das habt ihr schlecht gemacht«, sagte der Vater, »ihr hättet den Löwen erschlagen sollen.« – »Gut, wir werden besser aufpassen«, versprachen die Brüder ihrem Vater.

Am nächsten Tage kam wiederum ein Löwe und lief mit einem Kalb davon. Die Brüder rannten zwar hinter ihm her, aber sie konnten ihn nicht mehr einholen. Und als sie am Abend daheim ankamen, mußten sie wieder sagen: »Ein Löwe hat uns wieder ein Rind geraubt. Wir sind zwar hinter ihm hergelaufen, aber er war zu schnell, und wir haben ihn mit unsern Pfeilen und Speeren nicht mehr erreichen können.« – »Wenn ihr euch nochmals ein Rind rauben laßt«, sagte der König, »dann sollt ihr eine Woche lang nichts zu essen bekommen. Ihr seid schlechte Hirten und taugt nichts. Sicher habt ihr geschlafen und nicht aufgepaßt.«

Am nächsten Tag sagte der jüngste von den drei Brüdern: »Bleibt ihr näher bei der Herde! Ich aber will mich dort auf die Lauer legen, wo der Löwe meist vorbeikommt. Vielleicht habe ich Glück und erwische ihn.« – »Ja, vielleicht hast du Glück«, sagten seine Brüder.

1 Das Märchen geht auf eine afrobrasilianische Erzähltradition zurück.

Er ging also ein Stück von der Herde weg und versteckte sich im hohen Gras. Aber er sah nichts, sondern er hörte nur auf einmal seine Brüder schreien: »Der Löwe! Der Löwe!«

Da erhob er sich aus dem Gras und sah, daß gar nicht weit weg ein Löwe mit einem Lamm davonlief. Der Jüngste rannte hinter ihm her und schoß einen Pfeil auf ihn ab, und er verwundete den Löwen an einem Hinterlauf.

Der Löwe hinkte auf den Wald zu, und der Jüngste rannte so schnell als möglich hinter ihm her. Schließlich lief er auf der Spur des blutenden Löwen in den Wald hinein.

Seine beiden Brüder konnten die Herden nicht verlassen, zumal sie auch auf die Ziegen des Jüngsten aufpassen mußten. Sie warteten den ganzen Tag, aber am Abend zogen sie mit den Herden heim und schlossen sie ein.

»Vater«, sagten sie, »der Löwe ist wieder gekommen und hat ein Stück Vieh gestohlen. Unser jüngster Bruder hat ihn mit einem Pfeil verwundet und ist ihm in den Wald gefolgt. Wir haben den ganzen Tag gewartet, aber er ist nicht zurückgekehrt.« – »Nun«, erwiderte der Vater, »so werden wir morgen alle ihn suchen gehn.«

Am nächsten Tag ließen sie die Herden daheim bei den Frauen, und der Vater machte sich mit den sechs Söhnen auf, um den Jüngsten zu suchen. Sie gingen in den Wald und durchstreiften ihn bis zum Abend, und da rief auf einmal einer: »Hier, hier!« Der Vater und die Brüder eilten zusammen: da lag der Jüngste tot in einer Falle, die mit spitzen Pfählen versehen war. Er mußte sie im Eifer der Verfolgungsjagd übersehen haben und hineingestolpert sein.

Einige der Brüder stiegen vorsichtig hinunter und holten den toten Bruder aus der Falle herauf. Dann trugen sie ihn heim, und am nächsten Tag begruben sie ihn.

Der Vater aber ließ alle Fallen mit spitzen Pfählen, die im Wald angelegt waren, zuscharren, und er machte dafür an-

dere Fallen. Nun hatte aber die Fallen mit den spitzen Pfählen nicht der Vater der sieben Söhne, sondern ein anderer König anlegen lassen. Und als er hörte, man hätte diese Fallen alle zugescharrt, da wurde er böse. Er überfiel mit seinen Soldaten das Dorf, wo unser König wohnte, und während die Brüder mit den Soldaten kämpften, raubte er die schönste Frau und floh mit ihr.

Erst am nächsten Morgen merkte der König, daß die junge Frau fehlte. Da sagte er zu seinen Söhnen: »Ihr müßt ausziehen und die junge Frau wieder zurückholen. Kommt mir nicht ohne sie und den Kopf des bösen Königs zurück!«

Dann ließ er den sechs Brüdern reichlich zu essen geben, sie ergriffen ihre Waffen und machten sich auf. Den ganzen Tag wanderten sie durch den Wald, und am Abend kamen sie in jene Gegend, wo sie die Leiche ihres jüngsten Bruders in der spitzen Falle gefunden hatten. Dort ließen sie sich nieder, um sich ihr Abendessen zu kochen und um zu übernachten. Als sie aber dort um das Feuer saßen, sahen sie einen Vogel auf einem Busch sitzen, und als sie hinhörten, verstanden sie, daß er sang. Und zwar sang er:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Die Brüder sagten: »Wollen wir ihm etwas Hirsebrei geben? Unser toter Bruder hat ihn auch so gern gegessen.« Und sie legten etwas Hirsebrei auf ein Blatt und trugen es zu dem Busch, wo der Vogel saß und immer noch sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Der Vogel aber kam heruntergeflogen und fraß den Brei.

Die Brüder legten sich hin und schliefen. Mitten in der Nacht aber kam der böse König und wollte die Brüder töten. Als er aber sein Schwert herauszog, um ihnen den Kopf abzuschlagen, da flog der Vogel Sitube herbei und sagte: »Töte sie nicht, denn davon hast du keinen Nutzen!« – »Und welchen Nutzen habe ich«, sagte der böse König, »wenn ich sie nicht töte?« – »Du kannst sie zwingen, daß sie dir das Zauberei des Riesen Gasa holen.« – »Und welchen Nutzen habe ich von dem Zauberei des Riesen Gasa?« fragte wieder der böse König. »Mit dem Zauberei des Riesen Gasa hat es die Bewandtnis, daß jeden Tag ein Huhn ausschlüpft, wenn man nicht die Schale zerbricht, sondern wieder verschließt.« – »Gut«, sagte der böse König, »wenn es so ist, wie du sagst, dann sollen die Burschen mir das Zauberei des Riesen Gasa holen.«

Und damit nahm er einige Stricke und band einen nach dem andern der schlafenden Brüder fest. Und als die Brüder am Morgen aufwachten, da waren sie alle gefangen, und der böse König saß gerade am Feuer und aß.

»He, ihr Burschen!« sagte der böse König. »Ich bringe euch alle um! Aber wenn ihr mir versprecht, mir das Zauberei des Riesen Gasa zu holen, dann lasse ich euch laufen.« – »Wir versprechen es!« riefen da alle Brüder, denn sie fürchteten sich davor zu sterben.

»So werde ich euch eure Fesseln abnehmen«, sagte der böse König und tat es. »Wo wohnt der Riese Gasa, der das Zauberei besitzt?« fragten die Brüder. »Das weiß ich nicht. Fragt jenen Vogel dort drüben, der kann es euch vielleicht sagen.« – »Ist das nicht der Vogel Sitube, dem wir den Hirsebrei gegeben haben?« fragten die Brüder. »Ja«, sagte der böse König, »er hat mir das von dem Zauberei des Riesen Gasa gesagt, sonst hätte ich euch alle umgebracht.«

»He, Vogel Sitube«, riefen die Brüder, »kannst du uns sa-

gen, wo der Riese Gasa wohnt?« – »Ja, ich weiß es, und ich werde euch selber hinführen. Ihr braucht mir nur zu folgen.«

Damit flog er davon, und die sechs Brüder gingen hinter ihm her.

Sie wanderten den ganzen Tag, und am Abend setzte sich der Vogel auf einen Busch und sang: »Bleibt hier, für die Nacht, bleibt hier für die Nacht!«

Da machten die Brüder ein Feuer und kochten sich ihr Essen.

Der Vogel aber sang wieder:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Und die Brüder sagten: »Du hast uns das Leben vor dem bösen König gerettet, und du sollst so lange von unserm Hirsebrei etwas haben, als wir selbst einen besitzen. Es reicht freilich nur noch für sechs Tage.« – »Das ist genug«, sagte der Vogel, »denn ihr werdet in sechs Tagen beim Riesen Gasa sein, der das Zauberei hat.«

Und am nächsten Morgen standen sie wieder auf und wanderten weiter, und ebenso am dritten, am vierten und am fünften Tag. Und gegen Abend des sechsten Tages kamen sie zur Hütte des Riesen Gasa. Die Hütte aber stand auf einem Berg. Und als die Brüder unten ankamen, sagte der Vogel: »Hört, ich werde euch begleiten, denn der Riese ist schlau, und ohne mich werdet ihr das Ei nie haben.«

»Gut«, sagten die Brüder, »bleib bei uns, o Lebensretter.«

Dann stiegen sie den Berg hinauf. Als sie oben ankamen, rief der Riese Gasa: »Burschen, was wollt ihr?« – »Uns schickt der böse König«, antworteten die Brüder, »wir sollen für ihn das Zauberei holen.« – »Soso«, kicherte der Riese Gasa, »gut, gut, ihr Burschen. Der böse König ist schlau,

aber der Riese Gasa ist auch nicht dumm. Nun, wir werden sehen! Wenn ihr das Zauberei haben wollt, so müßt ihr mir ein ganzes Jahr lang dienen. Und dann müßt ihr unter tausend Eiern das richtige auswählen. Ihr dürft aber nur eines wählen, und wenn es nicht das richtige Ei ist, so behalte ich es, und ihr habt bei mir umsonst gearbeitet. Seid ihr damit einverstanden?« – »Ja, wir sind damit einverstanden.«

Da nahm sie der Riese in seine Hütte auf. Er sagte: »Essen könnt ihr, soviel ihr wollt. Das macht mir nichts aus, denn ich habe genug.« Und als sich die Brüder zum Essen setzten, hörten sie draußen den Vogel singen:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

»Eh«, sagte der Riese Gasa, »was ist denn da für ein seltsamer Vogel mit euch hergeflogen?« – »Ach«, sagten die Brüder, »das ist irgendein Vogel, der immer singt.« – »Auch gut«, sagte der Riese, der gutmütig war, »bringt ihm also von dem Hirsebrei!«

Und da trugen die Brüder ihm etwas Hirsebrei hinaus, und der Vogel Sitube aß ihn.

Am nächsten Tage aber sagte der Riese Gasa: »Ich habe fünf Herden: eine von Antilopen, eine von Büffeln, eine von Hasen, eine von Wildziegen und eine von den Vögeln, die aus dem Zauberei herausgekommen sind. Jeder von euch soll so eine Herde hüten. Euer Ältester aber soll daheim bleiben und das Haus in Ordnung halten.«

Während also der Älteste zu Hause blieb, führte der Riese die fünf andern Brüder zu ihren Herden, und die Brüder weideten ihre Herden, wo es ihnen der Riese Gasa befohlen hatte. Und am Abend kehrten alle nach Hause zurück, nur der Bruder, der die Antilopenherde geweidet hatte, blieb

aus. Da sagte der Riese Gasa: »Wenn euer Bruder nicht zurückkommt, gilt auch eure Arbeit nicht.«

Die Brüder wurden dadurch sehr unruhig, aber der Vogel Sitube sagte: »Schlaft ihr ruhig! Ich werde fortfliegen und euern Bruder suchen.«

Und er flog die ganze Nacht hindurch, endlich kam er zu der Antilopenherde. Die hatte sich weit über eine Ebene zerstreut, und der Bursche, der sie hüten sollte, lief hinter einzelnen Tieren her. Aber immer, wenn er einige Antilopen zusammengetrieben hatte, dann brachen ihm wieder andere aus, und er war schon ganz erschöpft und konnte kaum mehr noch gehen und stehn.

Da sagte der Vogel Sitube zu ihm: »Setz dich hin und ruh dich aus! Ich werde fortfliegen und andere Vögel holen, und dann werden wir dir die Herde zusammentreiben.« Und damit flog er davon.

Und nach einer Stunde erschien eine ganze Wolke von Vögeln, und die schrien zu den Antilopen hinunter: »Wenn ihr nicht sofort zusammenlauft und dann auch bei euerm Hirten bleibt, dann hacken wir euch die Augen aus!«

Da fürchteten sich die Antilopen vor den vielen Vögeln, und sie liefen schnell zu ihrem Hirten zurück und lagerten sich um ihn. Die Vögel aber verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren, und nur der Vogel Sitube blieb.

Am nächsten Morgen traf der Hirte mit den Antilopen bei dem Riesen Gasa ein. Der Riese sagte: »Sind dir deine Tiere davongelaufen?« – »Ja, erst sind sie mir davongelaufen; aber jetzt folgen sie mir.« – »Das hast du gut gemacht. Wenn die Tiere dich erst als Hirten ansehen, dann werden sie dir auch weiter gehorchen.«

Am Abend kehrten alle Brüder heim, aber diesmal fehlte der Bruder, der die Büffel hüten sollte. Der Vogel aber saß draußen vor der Hütte des Riesen Gasa und sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da ging einer der Brüder hinaus, um ihm ein Schälchen Hirsebrei zu bringen. Der Vogel aber sagte: »Sorgt euch nicht, wenn der Büffelhirte nicht gekommen ist! Ich werde fortfliegen und ihn und seine Herde holen. Schlaft ihr ruhig!« Und damit flog er davon.

Die Brüder legten sich schlafen, der Vogel Sitube aber flog weit, bis er in einer Schlucht die Büffelherde fand. Die hatten sich dort hingelegt und wollten nicht mehr aufstehen und heimgehen, denn es gefiel ihnen dort besser. Der Bruder, der die Büffel hüten sollte, bemühte sich vergeblich, die Büffel zum Aufstehen zu bringen, um sie heimtreiben zu können. Er war schon ganz müde. Da sagte zu ihm der Vogel: »Müh dich nicht ab, sondern setz dich hin und ruh dich aus. Ich werde schon dafür sorgen, daß die Büffel freiwillig heimgehen! Laß mich nur machen!«

Und er flog fort, und nach einer Stunde kam der Vogel zurück mit einer großen Schar Wölfe. Da wurden die Büffel unruhig. Der Vogel aber sagte zu ihnen: »Wenn ihr gleich euerm Hirten gehorcht, dann werde ich die Wölfe fortschicken. Aber wenn ihr starrsinnig seid, dann werde ich den Wölfen sagen, sie könnten so viele von euch fressen, wie sie mögen!« – »Nein, nein!« schrien die Büffel entsetzt. »Wir wollen sofort unserm Hirten als Herrn gehorchen und heimgehen oder dorthin, wo er uns hintreibt. Lieber Vogel: Sorge dafür, daß uns die Wölfe nichts tun!«

Da schickte der Vogel die Wölfe weg, und sie verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Die Büffel aber folgten ihrem Hirten, der sich auf den Heimweg machte.

Am nächsten Morgen sah der Riese Gasa, daß auch die Büffelherde wieder vollzählig erschienen war. »Bursche,

das hast du gut gemacht«, sagte er. »Wenn dir die Herde erst einmal folgt, wird sie dir auch weiter treubleiben.«

An diesem Abend kamen alle Herden heim, nur die Herde des Bruders, der die Hasen hüten sollte, blieb aus. Die andern Brüder aber gingen ins Haus, wo der Älteste bereits den Brei gekocht hatte. Und als der Vogel sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei«,

ging einer der Brüder hinaus, um ihm sein Schälchen mit Hirsebrei zu bringen, und sagte dann zum Vogel: »Nun ist heute unser Bruder Hasenhirt nicht heimgekommen.« – »Sorgt euch nicht um ihn!« sagte der Vogel. »Denn ich werde fortfliegen, sobald ich gegessen habe. Schlaft ihr ruhig!«

Die Brüder legten sich schlafen, und der Vogel flog fort.

Er mußte eine große Strecke fliegen, denn die Hasen waren sehr weit gerannt, und sie versteckten sich in verschiedenen Erdhöhlen, aus denen sie der Hirt nicht herausziehen konnte. Es gefiel ihnen in der Wildnis besser, und sie wollten nicht mehr zum Pferch des Riesen Gasa zurück. Der Hirte aber war sehr müde und ganz verzweifelt. Da flog der Vogel zu ihm hin und sagte: »Ruh dich aus! Ich werde schon sehen, daß ich die Hasen wieder heimbringe.«

Damit flog der Vogel davon, und nach einer Stunde kam er mit einer Meute von Füchsen zurück, und die Füchse bisßen die Hasen aus ihren Erdhöhlen heraus und trieben sie zusammen. Und als alle Hasen auf einem Haufen waren, sagte der Vogel Sitube: »Soll ich euch durch die Füchse zerreißen lassen oder wollt ihr lieber euerm Hirten folgen?« – »Nein, bitte nicht!« riefen die Hasen entsetzt. »Laß uns nicht durch die Füchse zerreißen. Wir wollen auch brav dem Hirten folgen und nicht mehr davonlaufen.«

Da schickte der Vogel die Füchse weg, und die Hasen sprangen mit ihrem Hirten zum Pferch des Riesen Gasa.

Am nächsten Morgen kam der Riese Gasa aus seiner Hütte heraus, sah die Hasenherde und sagte zu ihrem Hirten: »Bursche, das hast du gut gemacht. Wenn dir die Hasen erst einmal folgen, wirst du später keine Mühe mit ihnen haben.«

Und damit ließ er die Brüder wieder ihre Tiere auf die Weide treiben. Und am Abend kamen alle zurück, nur die Herde des Bruders, der die Wildziegen hütete, war noch nicht daheim, als sich die andern Brüder mit dem Riesen zum Essen setzten. Draußen vor der Hütte aber sang wieder der Vogel:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da trug einer der Brüder ein Schälchen mit Hirsebrei hinaus und sagte: »Unser Bruder Ziegenhirt ist noch nicht heimgekommen.« – »Macht nichts!« sagte der Vogel. »Sorgt euch nicht. Ich werde nachschauen, was mit ihm und seinen Ziegen los ist.«

Und damit flog er davon; die Brüder aber aßen und legten sich dann zum Schlafen nieder.

Der Vogel Sitube aber mußte eine große Strecke fliegen, denn die Wildziegen waren ins Gebirge hinaufgeklettert, und eine war auf diesem Berg, eine auf jenem. Und der arme Ziegenhirt kletterte ihnen nach und konnte sie doch nie erreichen. Er war schon ganz müde und wußte nicht, wie er die Ziegen wieder zusammentreiben könnte.

Da setzte sich der Vogel vor ihm auf einen Stein und sagte: »Du Armer, Sorge dich nicht und steige nicht weiter ins Gebirge hinauf. Geh vielmehr an den Fuß des Berges, leg

dich dort ins Gras und warte, denn ich werde dafür sorgen, daß alle deine Ziegen dort zusammenkommen.«

Und damit flog er weg. Und es dauerte eine Stunde, da kam er mit einer Schar Panther zurück. Und die Panther brüllten und knurrten, daß es klang, als zöge ein Gewitter herauf. Und der Vogel flog von einer Ziege zur andern, und zu einer jeden sagte er: »Hörst du die Panther?« – »Ja, die höre ich und zittere dabei.« – »Schön, wenn du deinem Hirten folgst und dich am Fuß des Berges einfindest, dann wird dir nichts geschehen. Sonst aber wird morgen von dir kein Knochen mehr übrig sein.« – »Nein, nein«, sagten die Ziegen, eine um die andere, »bitte, schau, daß uns die Panther nichts tun. Wir werden auch dem Hirten gehorchen und immer nur dort weiden, wo er es will.«

Da schickte der Vogel die Panther woanders hin und wartete, bis die Ziegen sich alle bei ihrem Hirten gesammelt hatten. Dann flog er mit dem Ziegenhirten heim.

Am nächsten Morgen kam der Riese Gasa aus seiner Hütte, sah die Ziegenherde und sagte zu ihrem Hirten: »Bursche, das hast du gut gemacht. Folgen die Ziegen dir einmal, so folgen sie dir immer.«

Nun, in Zukunft gab es da nichts Schwieriges, denn die Vogelherde sah den Vogel Sitube beim Hirten, und sie blieb immer beisammen und entfernte sich nicht von ihrem Herrn.

So verstrich das Jahr sehr schnell. Und eines Tages sagte der Riese Gasa: »So, ihr Burschen: hier liegen die tausend Eier. Wenn ihr das richtige herausfinden könnt, dann gehört es euch. Wenn nicht, dann bin ich euch auch nichts schuldig.«

Die Brüder kratzten sich hinter den Ohren. »Das ist aber sehr schwer. Tausend Eier: und eines sieht wie das andere aus.« – »Nun gut, ihr Burschen«, sagte der gutmütige Riese, »ihr könnt es euch bis morgen überlegen. Dann aber müßt

ihr euch entscheiden. Und wenn es das falsche Ei ist, müßt ihr entweder abziehen oder ein weiteres Jahr dienen.«

Am Abend sang wiederum der Vogel draußen vor der Hütte:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da ging wie gewöhnlich der älteste der Brüder hinaus und brachte dem Vogel ein Schälchen voll Brei.

»Was machst du für ein sorgenvolles Gesicht?« fragte der Vogel den Ältesten. »Ach«, entgegnete der, »es ist wegen des Zaubereis. Ich soll es morgen unter den tausend Eiern auswählen und weiß doch nicht, welches das Zauberei sein könnte. Und wenn ich falsch wähle, dann haben meine Brüder und ich ein Jahr lang umsonst gearbeitet.« – »Mach dir keine Sorgen und schlafe ruhig!« sagte der Vogel. »Morgen, wenn du das Ei aussuchen sollst, dann werde ich mich in eine kleine Fliege verwandeln und mich auf das Zauberei setzen. Das mußt du dann nehmen.«

Der Bruder ging in die Hütte hinein zu den andern und sagte: »Schlaft ruhig. Ich werde das richtige Ei finden, ich bin ganz sicher.«

Am nächsten Morgen ging der Riese Gasa mit den Brüdern in einen Stall, in dem lagen tausend Eier auf dem Boden. »Hier«, sagte der Riese, »du hast eine Stunde Zeit, um die Eier genau zu betrachten.«

Der Älteste nahm Ei für Ei in die Hand, und dann legte er es wieder aus der Hand und sagte: »Das ist es nicht. Das ist es auch nicht. Das ist es wieder nicht.« Und so sprach er, bis er auf einmal ausrief: »Das hier ist das Zauberei! Das ist das richtige!« Denn er sah, daß auf dem Ei eine kleine Fliege saß. »Da muß dir der Teufel geholfen haben!« schrie der

Riese. »Denn allein bist du viel zu dumm, um das Zauberei unter den anderen Eiern zu erkennen. Doch sagt mir, Burschen, wo ist denn euer Vogel?« – »Der ist fortgeflogen«, erwiderte der Älteste und sah schnell auf die andere Seite.

»Nun gut, ihr Burschen«, sagte der Riese Gasa, »mein Wort gilt, und das Zauberei gehört euch. Morgen könnt ihr damit zum bösen König ziehen.«

Da kochte der Älteste für alle das Abendessen, und als sie gerade dabei waren, das Mahl zu verzehren, hörten sie mit einem draußen wieder den Vogel singen:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da stand der Älteste auf und nahm ein Schälchen, füllte es mit Hirsebrei und trug es dem Vogel hinaus. Und als er draußen war, sagte der Vogel: »He, Bursche, weißt du was?« – »Was soll ich denn wissen?« – »Du mußt den Riesen fragen, ob er mich kaufen will. Dann wird er fragen, was du für mich verlangst. Und dann wirst du antworten und sagen, daß du für jeden deiner Brüder ein Tier aus der Herde willst, die sie gehütet haben, und für dich selbst den Kochtopf. Dann wird er es dir geben, und du wirst mich holen und zum Riesen Gasa bringen.« – »Gut, wenn du selber es so willst, dann werde ich es tun.«

Und damit ging der Älteste hinein und fragte den Riesen Gasa: »Weißt du was, Herr?« – »Nun, was soll ich denn wissen?« fragte der Riese. »Willst du nicht den Vogel Sitube kaufen?« – »Und warum soll ich den Vogel Sitube kaufen?« fragte der Riese. »Weil er uns geholfen hat.« – »So, und wie hat er euch geholfen?« – »Er ist zu jedem von uns Brüdern geflogen, als uns die Tiere nicht gehorchen wollten, und er hat die Herden zusammengetrieben.« – »So etwas Ähnli-

ches habe ich mir gedacht«, brummte der Riese Gasa, denn er war auch nicht dumm. »Und er hat uns auch zum Zauberei verholfen.« – »Und wie hat er das gemacht? Ich habe eigens aufgepaßt und den Vogel nicht gesehen. Dann habe ich nach ihm gefragt, und ihr habt gesagt, er sei fortgeflogen. Habt ihr Burschen vielleicht gelogen?« – »Ja, ich habe ein wenig gelogen, aber nicht ganz«, sagte der Älteste, »denn der Vogel war wirklich nicht da; aber eine kleine Fliege war da, und in der Fliege war der Vogel Sitube.« – »Ich verstehe«, sagte der Riese. »Und was verlangst du für den Vogel?« – »Jeder von meinen Brüdern soll ein Stück aus seiner Herde bekommen, und für mich selber verlange ich den Kochtopf.« – »Gut, Bursche, für einen solchen Vogel, wie den da draußen, ist das ein günstiger Preis. Eingeschlagen! Bring mir den Vogel!«

Da ging der Älteste hinaus. »Hast du es so gemacht, wie ich es dir geraten habe?« – »Genauso«, sagte der Älteste. Da flog der Vogel auf seine Hand und ließ sich in die Hütte tragen.

Am nächsten Morgen aber sagte der Riese Gasa zu den Burschen: »Sucht euch jeder ein Stück Vieh aus, und du, putz dir den Kochtopf und nimm ihn mit!«

Als die Brüder ihre Tiere ausgewählt hatten, verabschiedeten sie sich von dem Riesen Gasa und dem Vogel Sitube. Da sagte der Vogel zu ihnen: »Ihr Burschen, wenn ihr zum bösen König kommt, dann wird er euch fragen, woher ihr das schöne Vieh habt. Darauf müßt ihr sagen: ›Der Riese Gasa hat ganze Herden davon. Aber er gibt nur dem ein Stück Vieh, der ihm ein Jahr lang darum dient.‹ Wenn der böse König dann weggegangen ist, dann setzt euch ruhig in sein Dorf, denn ich werde schon dafür sorgen, daß er nicht mehr zurückkehrt.« – »Gut, wir werden es so machen«, sagten die Brüder und machten sich mit ihren Tieren auf den Weg.

Als die sechs Brüder zum bösen König kamen, da staunte er, denn er hatte nicht damit gerechnet, daß sie überhaupt

zurückkommen würden. »Hier, böser König, ist das Zauberei!« – »Danke«, sagte der böse König, denn er war ganz verwirrt.

Und dann sah er, daß jeder der Brüder ein Tier bei sich hatte. Der eine eine Antilope, der andere einen Büffel, der dritte einen Hasen, der vierte eine Wildziege, der fünfte eine Henne. Da fragte er: »Woher habt ihr das schöne Vieh?« Und die Brüder antworteten: »Das hat uns der Riese Gasa dafür gegeben, daß wir ihm ein Jahr gedient haben.« – Würdet ihr mir die Tiere nicht verkaufen?« – »Nein, die verkaufen wir nicht.« – »Und meint ihr, daß man mir auch ein Tier gibt, wenn ich die Herden hüte.« – »Ganz sicher wird dir der Riese auch ein Tier geben, das ist so Hirtenbrauch.« – »Gut«, sagte der böse König, »bleibt ihr hier in meinem Dorf und wartet, bis ich wieder zurückkomme, denn ich will auch solche Tiere, wie ihr sie besitzt. Und wenn ich wieder zurück bin, dann werden wir weiterreden.«

Damit ging der böse König mit dem Zauberei davon, und die Brüder suchten sich die schönsten Hütten in dem Dorf des bösen Königs aus und führten ein angenehmes Leben, denn sie taten gar nichts.

Der böse König aber wanderte viele Tage, und auf dem Weg fraß er jeden Tag das Huhn, das aus dem Ei schlüpfte, und hätte er nicht das Zauberei gehabt, so wäre er auf dem Wege verhungert. Und als er zu der Hütte des Riesen Gasa kam, hatte er großen Hunger, denn die Hühner waren für seinen großen Magen nicht genug.

»Gib mir schnell zu essen!« sagte er zum Riesen Gasa. »Langsam, langsam«, erwiderte der Riese Gasa, dem der Vogel Sitube genau vorgesagt hatte, was er antworten müsse. »Hier wird nicht umsonst gegessen und getrunken.« – »Gut«, sagte der böse König, »ich werde alles bezahlen, was ich verzehre.« – »Nun, so bezahle erst einmal!« sagte der

Riese. »Geborgt wird hier nämlich nicht.« – »Ich habe kein Geld dabei«, sagte der böse König. »Nun, dann gib mir etwas von Wert als Pfand!« – »Ich habe nichts«, sagte der böse König. »Du lügst«, entgegnete der Riese, »ich sehe ja, daß du das Zauberei da hast. Gib es mir als Pfand, dann sollst du es zurückerhalten, sobald du das Essen bezahlen kannst. Sonst kannst du meinetwegen vor Hunger krepieren.« – »Also gut«, sagte der böse König, »hier hast du das Zauberei.«

Da gab ihm der Riese zu essen. Und am andern Tag fragte er den bösen König: »Was willst du eigentlich hier?« – »Wenn ich deine Herden hüten würde, bekäme ich dann als Lohn von jeder Herde ein Stück Vieh?« – »Wenn du ein guter Hirte bist, kannst du dir aus jeder Herde fünf Stück aussuchen. Wenn du aber ein schlechter Hirte bist, und wenn du abends ohne Herde heimkommst, dann sollst du mir fünf Jahre umsonst dienen.«

Da dachte der böse König: »Wenn jene dummen Burschen das fertiggebracht haben, dann muß ich das erst recht können.« Und er sagte: »So soll es sein!«

Am nächsten Tag gab der Riese Gasa dem bösen König die Herde mit den Antilopen und schickte ihn damit auf die Weide. Erst blieben die Tiere ganz brav zusammen, wie sie es von ihrem früheren Hirten gewöhnt waren, aber mittags saß der böse König an seinem Feuer und aß, da kam der Vogel geflogen, setzte sich in einen Busch und sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da antwortete der böse König:

»Ich, der böse König,
esse gerne Vogelfleisch.«

Und er zielte mit einem Pfeil nach ihm, traf den Vogel jedoch nicht. Da flog der Vogel zu den Antilopen und sagte: »Dieser Hirte ist ein schlechter Mensch. Ihr könnt ruhig herumspringen, wie und wohin ihr wollt, denn ich werde den Vögeln sagen, daß sie euch nichts tun dürfen.« – »Gut«, riefen die Antilopen, »wir wollen lieber herumspringen.« Und sie rannten alle davon und der böse König hinterdrein, aber er konnte sie nicht einholen.

Am Abend kam er müde und zerschlagen zur Hütte des Riesen Gasa und sagte: »Deine Antilopenherde ist verhext! Die Tiere sind mir davongelaufen, und ich konnte nicht ein einziges wieder einfangen.« – »Auch recht«, sagte der Riese Gasa, »dann mußt du mir jetzt fünf Jahre umsonst dienen, denn so ist es ausgemacht. Und als erstes mußt du mir den Hintern waschen, denn ich habe einen starken Durchfall.« – »Nein«, sagte der böse König, »das tu ich nicht!« – »Du hast wohl vergessen, was du versprochen hast?« schrie der Riese Gasa. »Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst, zerquetsche ich dich zwischen den Fingern und werfe dich in den Kochtopf, denn ich habe schon lange kein Königsfleisch mehr gegessen, du ekelhaftes Ungeziefer.«

Da erschrak der böse König, denn er merkte, daß mit dem Riesen nicht zu spaßen war. Und er tat alles, was ihm der Riese befahl.

Als die fünf Jahre vorbei waren, fragte ihn der Riese: »Nun, willst du wieder hüten, oder willst du heimgehen?« Den bösen König aber hatte die Habgier erfaßt, und er dachte: »Dieses Mal werde ich es schlauer anfangen.«

Darum sagte er zum Riesen: »Gut, gib mir die Büffelherde zum Hüten. Die Antilopen sind mutwillige Springer. Aber die Büffel sind behäbig. Ich werde sie gut hüten können.« – »Unter den alten Bedingungen!« sagte der Riese, und der böse König war damit einverstanden.

Und am nächsten Tag trieb er die Büffel in eine Schlucht, wo gutes Gras wuchs und wo sich die Tiere lagern konnten. Der böse König aber setzte sich an den Ausgang der Schlucht, machte sich ein Feuer und kochte sich das Essen. »Dieser Platz ist gut gewählt: hier kommt mir niemand davon.« So lobte er sich selbst. Und als sein Brei fertig war, da fing er an zu essen. Im gleichen Augenblick kam auch der Vogel Sitube geflogen, setzte sich in einen Busch und sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Und der böse König antwortete:

»Und ich, der böse König,
esse gerne Vogelfleisch.«

Und damit schoß er einen Pfeil auf den Vogel Sitube ab, aber er traf ihn nicht. Der Vogel flog nun zum Leitbüffel, setzte sich neben ihn ins Gras und sagte: »Dieser Hirte ist ein schlechter Mensch! Ihr braucht ihm nicht zu folgen! Wenn es euch hier gefällt, so bleibt, solange ihr wollt. Ich werde den Wölfen sagen, daß sie euch nichts tun dürfen. Und wenn ihr wieder heimkehren wollt, so findet ihr ja den Weg allein.« – »Es ist recht«, entgegnete der Leitbüffel, »wir werden bleiben.«

Als nun am Abend der böse König die Büffelherde heimtreiben wollte, stand keines von den Tieren auf. Und als er einen Büffel mit dem Stachelstock stach, da wurde dieser zornig und verletzte ihn so, daß der böse König fliehen mußte. Er kam blutend bei der Hütte des Riesen Gasa an und sagte: »Deine Büffel soll der Teufel holen. Sie haben mich halb totgemacht.« – »Halb tot oder nicht«, sagte der

Riese, »du wirst mir wieder fünf Jahre umsonst dienen. Es ist seltsam, daß ich gerade heute wieder Durchfall habe. Nun, du weißt schon.«

Was blieb dem bösen König anderes übrig, er mußte wieder fünf Jahre lang den Diener des Riesen Gasa machen, und der Vogel Sitube sorgte schon dafür, daß die Arbeit nicht ausging.

Als die fünf Jahre vorbei waren, da sagte der Riese Gasa: »Nun, wie steht's? Willst du wieder den Hirten spielen, oder hast du genug?« – »Einmal will ich es noch versuchen«, sagte der böse König, dem die schönen Ziegen in die Augen stachen. »Aber ich will die Ziegen hüten, denn aus den Hasen mache ich mir nichts.«

Und am nächsten Tag zog er mit der Ziegenherde davon. Und da die Ziegen gewöhnt waren, beisammenzubleiben und sich um den Hirten zu scharen, ging alles gut. Mittags zündete sich der böse König ein Feuer an und kochte sich seinen Brei. Und als er fertig war, da kam der Vogel Sitube geflogen, setzte sich in einen Busch und sang:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da antwortete der böse König:

»Und ich, der böse König,
esse gerne Vogelfleisch.«

Und gleichzeitig schoß er einen Pfeil auf den Vogel ab und hätte ihn fast getroffen. Da flog der Vogel Sitube auf und setzte sich bei dem Leithammel nieder. »Hör einmal, Freund«, sagte er, »warum sitzt ihr hier herum, statt daß ihr in den Bergen umherklettert?« – »Freund, wir fürchten uns

vor den Pantheren.« – »Nun, so werde ich allen Raubkatzen sagen, daß sie euch nichts tun dürfen. Wenn aber euer Herr will, daß ihr heimkommen sollt, so werde ich euch rufen.« – »Uns ist es recht«, sagte der Leithammel, und er sprang mit allen Ziegen davon. Sie kletterten in die Berge hinauf, so hoch und so steil, daß ihnen der böse König nicht folgen konnte. Er zerkratzte sich bei dem Hinaufsteigen das ganze Gesicht, aber er konnte keine einzige Ziege einfangen. Am Abend kam er müde und zerkratzt bei der Hütte des Riesen Gasa an.

»Nun, wo hast du die Ziegen?« fragte der Riese. »Eure Ziegen haben alle bösen Geister im Leibe!« schrie der böse König. »Sie sind mir davongelaufen und auf so hohe Berge gestiegen, daß ich sie nicht erreichen konnte.« – »Soso«, grinste der Riese, »macht abermals fünf Jahre. Fang nur gleich mit deinem Dienst an!«

Dem bösen König blieb nichts anderes übrig. Er mußte wieder fünf Jahre lang den Riesen Gasa bedienen. Als seine Zeit abgelaufen war, hatte er genug davon. »Gebt mir mein Zauberei zurück, dann will ich heimgehen«, sagte er zum Riesen.

»Freund, hast du mir das Essen von damals schon bezahlt? Ich weiß nichts davon. Trotzdem kannst du es wieder haben, aber nur, wenn du es unter tausend Eiern richtig herausfindest. Erwischtst du ein falsches Ei, hast du eben Pech gehabt.«

Am nächsten Tag suchte der König lang. Endlich entschied er sich für ein bestimmtes Ei: »Das hier.« – »Falsch geraten!« sagte der Riese Gasa. »Nimm es und verschwinde, denn mir tränen die Augen, wenn ich dich ansehe!«

Da nahm der böse König das Ei und machte sich auf den Heimweg. Aber als er in den Wald mit den Fallen kam, machte er halt und kochte sich einen Brei, in den er auch das

Ei hineinrührte. »Das sollen mir die Burschen büßen!« sagte er. »Ich werde sie umbringen und mir ihre Tiere nehmen.«

Im gleichen Augenblick hörte er einen Vogel ganz in der Nähe singen:

»Ich, der Vogel Sitube,
esse gerne Hirsebrei.«

Da antwortete der böse König:

»Und ich, der böse König,
esse gerne Vogelfleisch.«

Und er sprang auf und stürzte sich auf den Busch, aus dem heraus er die Stimme des Vogels gehört hatte. Aber dabei vergaß er vor lauter Wut und Gier darauf, auf den Boden zu achten, und er stürzte in eine Fallgrube hinunter.

Und wenn er nicht verhungert ist, dann sitzt er heute noch darin.

Die sechs Brüder aber warteten viele Jahre lang, ob der böse König zurückkäme, und als er nicht wieder erschien, nahmen sie die gestohlene junge Frau und alles Vieh und zogen zu ihrem Heimatdorf. Aber als sie dort ankamen, war ihr Vater gestorben, und da nahm der Älteste sich die junge Frau. Die Brüder teilten sich in die Herden, und die drei älteren blieben in ihrem Heimatdorf, die andern aber zogen in das Dorf, das früher dem bösen Könige gehört hatte. Und so lebten alle glücklich und zufrieden.

Von dem Vogel Sitube aber hat man noch lange gesprochen. Es gibt auch Leute, die sagen, er habe Tibure geheißt. Ich weiß es nicht. Ich habe immer den Namen Sitube gehört, deshalb bin ich dabei geblieben. Wer es anders weiß, soll es anders erzählen.

Von Geistern, Vulkanen und Glücksrittern

Weit in blauer, blauer Ferne
Liegt das Land, wohin wir ziehn.

Die Totenbraut

Zweierlei Leben Venezuela

Es lebte einmal ein Estanziero¹, der eine ansehnliche Familie hatte. Eines Abends, als sie gerade beim Nachtmahl saßen, rief jemand vor der Türe. »Geh hinaus und schau, was man will!« sagte der Estanziero zu einem der Knechte.

»Herr, draußen ist ein Reiter, der Euch sprechen möchte«, brachte der Knecht die Antwort. Da stand der Herr auf und ging hinaus.

Wen sah er draußen? Im Dunkeln erkannte er einen großen Mann auf einem feurigen Pferd und mit silberbeschlagenem Zaumzeug. Der Reiter grüßte den Estanziero und sagte: »Es treibt sich wieder eine Bande von Strauchdieben in der Gegend herum. Sperrt alles ein! Oder noch besser: gebt mir einen tüchtigen Mann mit! Wir haben schon eine Gruppe von zuverlässigen Leuten gesammelt und wollen die Bande unschädlich machen.«

»Ich danke für die Warnung«, sagte der Estanziero, »und ich gebe euch gern meinen Ältesten mit. Das ist der beste Reiter und Schütze. Wie lange wird er wegbleiben?«

»Herr, er wird morgen wieder heimkommen«, antwortete der unbekannte Reiter.

»Gut, so braucht er nicht viel mitzunehmen.«

Der Herr ließ seinem ältesten Sohne ein Pferd satteln, Pedro nahm sein Gewehr, verabschiedete sich flüchtig von den Eltern und den Geschwistern, schwang sich aufs Pferd und ritt mit dem Unbekannten davon.

Es war schon Mitternacht, als sie eine größere Gruppe von Reitern trafen und mit ihnen die Verfolgung der Bande aufnahmen. Der unbekannte Kavalier, der Pedro abgeholt

1 Viehzüchter

hatte, erwies sich als ein kundiger Anführer, er ließ die Banditen umstellen und überfallen. Die meisten der Räuber wurden erschossen oder gefangengenommen; nur einem gelang es, zu fliehen. Pedro schwang sich auf sein Pferd und verfolgte ihn.

Er ritt und ritt, und es dämmerte schon der Morgen, aber Pedro hatte den Banditen noch immer nicht erreicht. Der überquerte einen großen Fluß und war auf einmal verschwunden.

Pedro war hinter dem Räuber durch den Fluß gekommen, und er sah sich nun in einer Gegend, die er gar nicht kannte. Er erblickte in der Ferne ein Haus und ritt darauf zu. Als er dort ankam, sah er, daß das Haus eine Herberge war und da ihn der lange Nachtritt ermüdet hatte, beschloß er, sich dort auszuruhen.

Er rief den Wirt heraus und bat um ein Zimmer, das ihm auch bereitwillig zugewiesen wurde. Dann schlief er und als er aufwachte, war es schon wieder Abend. Er wollte den Wirt nach dem Heimweg fragen, aber er konnte sich nur schwer mit ihm verständigen, denn der sprach eine so seltsame Sprache, daß Pedro nur einzelne Worte verstand. Er glaubte aber, daß der Wirt ihm raten wolle, in die Stadt zu reiten. Und so blieb er noch über Nacht und ritt am nächsten Tag in die Stadt, die nicht sehr weit entfernt lag.

In der Stadt fragte er verschiedene Leute nach dem Weg in seinen Heimatort, aber niemand kannte ihn. Müde stieg er vom Pferd und wußte nicht, was er tun sollte, als ein Kavalier kam. Pedro hatte zwar den unbekanntem Anführer im Dunkeln nicht recht erkannt, aber er erkannte das Pferd wieder.

»Ach, da seid ihr ja!« rief Pedro aus. »Ich habe mich bei der Verfolgung des Banditen verritten und den Heimweg nicht mehr gefunden. Und nun bin ich ganz verwirrt, denn niemand von den guten Leuten hier kennt meine Heimat.«

»Aber das macht doch nichts«, sagte der Unbekannte, »du bist nun einmal hier, und es freut mich, wenn du als Gast in mein Haus kommst. Später dann werde ich dir einmal den Heimweg zeigen lassen. Ich bin dir Dank schuldig für deine Hilfe, und es soll dir bei uns gut ergehen.«

Er nahm also den Pedro mit sich nach Hause, in einen prächtigen Palast mitten in der Stadt, mit vielen schönen und reichen Zimmern und Sälen. Pedro fand Gefallen an dem Leben in der Stadt, und vor allem verliebte er sich in eine Tochter des unbekanntem Herrn, von dem er nun erfuhr, daß er ein reicher Graf war.

Aber nach einigen Tagen wollte Pedro nach Hause zurückkehren, doch der Graf sagte zu ihm: »Pedro, bleibe noch etwas bei uns. Dein Vater weiß, wann du zurückkommst, und du wirst auch pünktlich daheim sein.«

Da ließ sich Pedro überreden, und er blieb in der Stadt.

Und es verging kaum ein Jahr, da heiratete er die Tochter des Grafen, und der ließ dem jungen Paar einen anderen Palast bauen, der war nicht weniger prächtig als sein eigener.

Pedro, der nun ganz in jenem Lande heimisch geworden war, ging dort seinen Geschäften nach. Seine Frau gebar ihm Söhne und Töchter, und er lebte glücklich und zufrieden.

Nur von Zeit zu Zeit hatte er Sehnsucht nach seinen Eltern und Geschwistern, aber immer vertröstete ihn sein Schwiegervater: »Es hat doch Zeit. Du kommst früh genug nach Hause.«

So verstrichen die Jahre, und Pedro war bereits Großvater geworden, als er seine Sehnsucht nach daheim nicht mehr bezähmen konnte, und eines Abends sagte er zu seinem Schwiegervater, der nun schon ein gebrechlicher Greis war: »Vater, morgen will ich aufbrechen und meine Familie besuchen.«

»Willst du wirklich?«

»Ja. Ich fürchte zwar, meine Eltern werden längst im Grabe liegen, aber meine Brüder und Schwestern sollten noch am Leben sein, denn ich bin ja der Älteste.«

»Nun, so werde ich dir morgen jemand mitgeben, der dir den Weg zeigt«, sagte der Graf.

Am nächsten Tag ließ Pedro ein Packpferd mit Geschenken für seine Geschwister beladen und verabschiedete sich von seiner Frau und seinen Söhnen und Enkeln. Der Diener des Grafen ritt ihm voraus und brachte ihn so zu jenem Flusse, durch den er damals auf der Verfolgung des Banditen geritten war.

»Ich werde hier umkehren«, sagte der Diener, »denn drüben werdet Ihr den Weg wieder ohne Mühe selber finden.« Und so war es. Kaum war Pedro auf der andern Seite des Flusses, da kam ihm alles wieder etwas bekannt vor. Er ritt den ganzen Tag und kam am Abend zum Hause seines Vaters.

»He, holla«, rief er, »wer ist jetzt der Herr des Hauses?«

Da kam sein Vater heraus und fragte: »Fremder, was wollt Ihr?«

»Ach, Vater«, sagte Pedro, »erkennst du mich nicht? Du hast dich aber gar nicht verändert.«

»Was schwatzt Ihr da, Alter?« sagte der Estanziero. »Ich habe Euch im Leben nie gesehen!«

»Aber Vater, ich bin doch dein Sohn Pedro.«

Unterdessen war auch die Mutter mit einigen Geschwistern Pedros herausgekommen. Der Estanziero aber sagte:

»Nun glaube ich, Ihr seid verrückt, Alter! Ihr mit dem weißen Bart wollt mein Sohn sein? Mein Pedro ritt gestern abend weg, um Banditen zu vertreiben und wenn Ihr etwas wartet, könnt Ihr ihn bald selber sehen, denn er muß heute Abend wieder heimkommen.«

Da stieg Pedro vom Pferd, er war ganz verwirrt und sagte:

»Was, gestern soll euer Sohn fortgeritten sein?«

»Aber ja, zum Teufel, seid Ihr so schwer von Begriff?«

Der Estanziero dachte, der Alte hätte unter der großen Hitze gelitten, und er ließ ihn ins Haus führen, wo Pedro sich gleich auf seinen Platz setzte, der auch sonst immer sein Stammsitz war.

Er sah sich im Kreise um und sagte: »Das ist Juan, das ist Carlos, das ist Dolores, das ist Dorothea, das ist Mariana.«

»Herr«, sagte der Estanziero und betrachtete den vornehm gekleideten Alten, »woher kennt Ihr alle Namen meiner Kinder?«

Pedro aber fuhr fort, alle Dinge aufzuzählen, die im Hause waren und die ein Fremder nicht wissen konnte. Und er überzeugte so nach und nach seine Eltern und seine Geschwister, daß er Pedro war, der am Abend vorher fortgeritten war.

Und er erzählte ihnen, wie er über den Fluß geritten und in die Stadt gekommen sei, wie er beim Grafen Aufnahme gefunden und dessen Tochter geheiratet habe. Er erzählte von seinen Söhnen und Töchtern, von seinen Enkelkindern.

Man hat von dieser Geschichte lange gesprochen. Es ist aber schon einige Zeit her.

Das ist alles.

Die Totenbraut Mapuche (Chile)

Ein Mann, der eine Liebste hatte, starb. Da hörte seine Liebste, dass er gestorben war.

Als er nun gestorben war, wurde er begraben, und man tötete alle seine Pferde auf dem Grabe; alle seine Habe wurde mit ihm in das Grab gelegt, sein Sattel, seine Sporen, sein Messer, seine Reitpeitsche, seine Lanze, alles wurde mit hineingelegt.

Über zehn Tage nachher, da ging der Tote zu der Frau, die er zur Liebsten gehabt hatte. Gegen Abend kam er an. Da bei der Ankunft sagte sie zu ihm: »Man hat mir gesagt, du seiest gestorben.«

»Das ist doch aber eine Lüge«, antwortete er. »Die Menschen lügen ja so viel.«

Da legte er sich schlafen zusammen mit einem Knaben; und wie sie da lagen, wollte der Knabe ihn umarmen.

»Ach, tu mir das nicht, Genosse«, sagte da der Mann. »Mich schmerzt gar sehr meine Seite.«

Spät in der Nacht, als alle Leute schliefen, kam er zu seiner Liebsten und sagte: »Ich bin gekommen, weil die Leute schon lange über uns sprechen. Nun wollen wir uns gleich verheiraten. Noch in dieser Nacht wollen wir entfliehen.«

»Mir ist es recht«, sagte da die Frau. »Aber du hast all dein Sattelzeug im Hause gelassen; wie willst du es herausholen?«

»Ich allein weiß, wie ich es holen werde«, sagte da der Mann.

»Gut, so sattle dein Pferd und lass uns gehen«, antwortete die Frau.

Da sattelte er sein Pferd, und niemand von all den Leuten im Hause merkte es. Dann ging er hin zu der Frau und sagte: »Das Satteln ist schon geschehen.«

So ritten sie zusammen davon.

Eine kleine Strecke war er galoppiert, so fing er an zu singen:

»Weit in blauer, blauer Ferne
Liegt das Land, wohin wir ziehn.«

Da kam er mit einem Male der Frau ganz verändert vor:
»Warum singst du so beim Reiten?«, fragte sie den Toten.

»Das taten vor alters unsere Vorväter immer, wenn sie ein Mädchen als Frau entführten«, sagte der Mann.

Darauf kamen sie bei dem Grabe an; da wurde das Mädchen wahnsinnig.

Zwei Tage nachher sagte der Vater des Mädchens: »Ich will mich aufmachen.«

Er machte sich auf und kam bei dem Vater des Mannes an.

»Ich bin gekommen, um zu sehen, wie's mit meiner Tochter steht, die hier im Hause versteckt ist.«

»Wo habe ich denn einen Sohn?«, sagte da der Greis.

»Hast du etwa keinen?«, antwortete der andere.

»Ach, schon längst über zehn Tage ist es her, dass mein Sohn starb«, erwiderte der Greis.

Da gingen sie zum Friedhof und sahen das Mädchen auf dem Pferde des Toten sitzen, und sie weinte bitterlich. Da führten sie sie mit sich weg und brachten sie in ihre Heimat. Aber sie konnte sich nie wieder eingewöhnen; man hielt sie im Hause zurück, und wohl zehnmal ging sie davon immer zu dem Grabe ihres Geliebten.

Da sagte der Vater des Toten: »Ich will das Mädchen kaufen.« Und man gab sie ihm auch, wie man erzählt, und er tötete sie auf dem Grabe seines Sohnes.

Die Zauberin Quichua (Ecuador)

In einem kleinen Dorf im Gebirge lebten einmal zwei Mestizen¹, die hießen Jenaro und Manuel. Ihre Väter waren Brüder, und die Schwester ihrer Väter lebte auch dort. Sie war mit einem gewissen Tadeo verheiratet und hatte eine Tochter, die Ines hieß, von den Leuten aber meist Luciernaga genannt wurde.

Sie wuchsen zusammen mit den anderen Burschen und Mädchen jenes Dorfes auf und waren zuerst dicke Freunde. Aber durch irgendeine Geschichte – verlangt von mir nicht, daß ich mich genau daran erinnere! – gab es einen Streit zwischen den Vätern, und seit dem Tag waren auch die Burschen nicht mehr gut aufeinander zu sprechen, um so mehr, als die Eifersucht um ihre Kusine sie gegeneinander aufbrachte.

Um die Zeit, da die Väter ihre Söhne in die nächste Stadt bringen mußten, um sie etwas lernen zu lassen, war es, daß der Vater von Manuel, der reicher war als sein Bruder und sein Schwager, weil ihm der Hauptteil des Erbes zugefallen war, sein Pferd sattelte und Manuel befahl, es mit seinem Pferd genauso zu machen.

Was erzähle ich lang! Sie ritten also los, über das Gebirge und durch die Steinwüste, und am Abend kamen sie hoch in den Bergen zu einer kleinen Steinhütte, in der ein Tambero, ein Wirt, wohnte. Der Vater von Manuel schlug mit der Peitsche an die Tür. »He, hallo, Sohn einer Hure! Schläft man hierzulande schon und kümmert sich nicht um die

1 »Mestize« bezeichnet im Deutschen Menschen mit europäischen und indigenen Vorfahren und wird heute als Begriff als rassistisch angesehen, in Peru bezeichnet *mestizos* allerdings vor allem Menschen, die der indigenen Kultur verbunden sind und ein entsprechendes Leben führen.

Reisenden?« Da kam der Wirt heraus und sagte: »Steigt nur ab, ihr Herren, ihr müßt verzeihen, daß ich euch nicht habe kommen hören.«

Brummend stieg der Vater von Manuel ab, und der Sohn tat's ihm nach. Der Wirt versorgte die Pferde in einem Vorraum, bereitete den beiden ein Lager in der Hütte, kochte Tee und brachte ein Glas Pisco.

Die Reisenden aber setzten sich hin und aßen und tranken schweigend, und sooft der Wirt, ein alter Mann, versuchte, ein Gespräch anzufangen, gaben sie ihm keine Antwort.

Nach dem Essen legten sie sich wortlos hin, der Wirt löschte das Licht, und sie schliefen.

Am nächsten Tag befahl Manuels Vater, die Pferde zu satteln, zahlte mürrisch und ohne auf die Klage des Alten zu achten die Hälfte der verlangten Rechnung und ritt mit seinem Sohn davon.

Am Abend des nächsten Tages kamen Jenaro und sein Vater zu der gleichen Hütte. Weil sie keine Pferde hatten, brauchten sie länger für den Weg. Müde und schüchtern klopfen sie an. Der Wirt öffnete mißtrauisch die Tür einen Spalt. »Wer ist da?« – »Gibt es hier Herberge?« – »Kommt herein!«

Der Wirt ließ sie ein und bereitete ihnen ein Lager. Jenaros Vater aber packte aus, was sie als Verpflegung für die Reise mitgenommen hatten. »Ach, was habt ihr denn Appetitliches?« fragte der Wirt. »Wollt Ihr es auch versuchen?« fragte Jenaros Vater zurück. »Wir haben ja genug davon. Bedient Euch nur und nehmt, soviel Ihr wollt!«

Der Wirt ließ sich nicht bitten, und als sie zu essen aufhörten, war keine Krume mehr übrig. »Nun, wir werden morgen etwas fasten, Jenaro«, sagte sein Vater, »Fasten hat noch keinem geschadet. Und bis übermorgen werden wir in der Stadt sein.«

Als sie am nächsten Tag zahlen wollten, sagte der Alte: »Nein, ihr braucht nichts zu geben, denn ihr habt schon gegeben. Und weil ihr so freigebig gewesen seid, will ich dem Burschen noch etwas mitgeben, was er im Leben wird gut brauchen können: ein Beutelchen, in dem ist ein Kraut, wenn man daran riecht, nimmt es die Müdigkeit; ein kleines, kleines Fläschchen, wenn man daraus trinkt, dann sieht man im Dunkeln; und ein Halstuch, nun ... das ist gut, es zu tragen. Warum? Das wird Jenaro schon einmal merken.«

Jenaro und sein Vater bedankten sich, und dann gingen sie auf ihrem Weg weiter, bis sie in die Stadt kamen.

Es fügte sich, daß die beiden Burschen bei dem gleichen Herrn in Dienst traten, und da sie ihre Arbeit gut machten, war ihr Herr mit ihnen zufrieden. So vergingen einige Jahre. Da der Herr, bei dem die Burschen dienten, keine Kinder hatte, sagte er eines Tages: »Manuel und Jenaro, einer von euch soll einmal meinen Palast erben und alles Geld, der andere soll die Hazienda bekommen. Nun weiß ich aber nicht, wem ich was vererben soll. Zieht deshalb aus und wandert durch die Welt, und in einem Jahr sollt ihr wieder hier sein und mir erzählen, was ihr erlebt habt. Und dann werden wir sehen, wer für den Palast geeignet ist und wer für die Hazienda.« Und er schenkte den beiden Burschen Pferde und gab jedem einen Beutel voll Geld und ließ sie fortziehen. Und sie ritten zuerst in ihr Dorf, denn sie wollten ihre Eltern besuchen und dann weiterreiten.

Als sie jedoch daheim ankamen, fand sich, daß sowohl der Vater von Manuel als auch der Vater von Jenaro sehr krank waren und Fieber hatten. Und man fürchtete, daß sie sterben würden. Da sagte der Vater von Manuel: »Ich habe in meiner Jugend gehört, daß es im Urwald drunten eine Zauberin gibt, die Medizin gegen jede Art Krankheit hat.« – »Ja«, sagte der Vater von Jenaro, »das ist wahr. Aber man sagt auch,

daß die Zauberin eine böse Menschenfresserin ist und daß sie nur denjenigen hilft, die ihr Menschenfleisch zu essen bringen.« – »Ach, das ist Geschwätz!« sagte Manuels Vater.

Nun, ich will schnell erzählen – auf die Worte seines Vaters hin entschloß sich Jenaro gleich, am nächsten Tag in den Urwald hinunterzusteigen. Manuel aber dachte bei sich: ›Laß den Vetter nur losziehen! Ich kann mich dann an das Mädchen heranmachen, und später werden wir sehen, was wir machen.‹

Gesagt, getan. Jenaro stieg hinunter in den Urwald, Manuel aber stellte dem Mädchen nach, und er bedrängte es, doch ihn zu heiraten. Aber Ines sagte: »Nein, mach dir keine Hoffnung! Ich liebe Jenaro, und ich werde entweder ihn heiraten oder niemanden.«

Da wurde Manuel ganz rot vor Wut und Eifersucht, und er dachte: ›Ich muß Jenaro töten, dann wird Ines mir gehören, und der Herr wird mir sowohl den Palast als auch die Hazienda vererben.‹ Und er beschloß, den Jenaro umzubringen.

Jenaro war unterdessen vom Gebirge hinuntergestiegen in die heiße Urwaldzone, und er hatte sich erkundigt, wo die Zauberin wohne.

»Sie wohnt jenseits des großen Flusses«, sagte ein alter Indianer, »aber niemand kann zu ihr gehen, denn sie tötet alle und frißt sie auf.« – »Nun, ich werde einige Hühner kaufen und sie ihr als Geschenk bringen.« – »Nicht tun, nicht tun, Bursche!« riet ihm der Indianer.

Aber Jenaro dachte an seinen kranken Vater, kaufte sich ein Boot und einige Hühner und fuhr über den großen Fluß. Er fand auch die Hütte der Zauberin dort, wo man sie ihm beschrieben hatte, stieg aus, nahm die Hühner und wollte zur Zauberin gehen, als sie ihm schon entgegenkam. »Endlich wieder Menschenfleisch!« rief die Zauberin, zog

ihr Messer und wollte sich auf den Burschen stürzen, aber da sah sie sein Halstuch, blieb stehen und sagte: »Kerl, woher hast du das Halstuch?« – »Das Halstuch?« fragte Jenaro. »Das hat mir ein alter Mann geschenkt, der als Tambero eine kleine Hütte hoch oben in den Anden hat.«

»Bursche, hab keine Angst! Komm herein und erzähl mir deine Geschichte! Dann sehen wir weiter.« – »Nehmt zuerst noch diese Hühner hier, die ich Euch als Geschenk mitgebracht habe.« – »Mir ein Geschenk? Jungfrau Maria! Das ist mir auch noch nicht passiert!« sagte die Zauberin.

So gingen sie in die Hütte. Jenaro wollte zu erzählen beginnen, aber die Zauberin sagte: »Mit hungrigem Magen ist schlecht erzählen und noch schlechter zuhören. Warte etwas, und wenn wir gegessen haben, werden wir deine Geschichte hören. Ist sie gut: gut! Ist sie schlecht: schlecht für dich. Aber wenn ich das Halstuch so sehe, kann sie nur gut sein. Du mußt nämlich wissen, daß der, dem das Halstuch gehörte, mein Bruder ist.« – »Was?« sagte Jenaro. »Der Wirt ist Euer Bruder? Kann das sein?« – »Es kann nicht, es ist!« sagte die Zauberin. »So erlaubt mir, daß ich Euch das Halstuch schenke!« – »Bursche, ich merke, deine Geschichte wird gut sein, sogar sehr gut.«

Damit drehte die Zauberin den Hühnern den Kragen um, warf sie mit allen Federn und ohne sie auszunehmen in einen Kessel, der auf dem Feuer stand, rührte einmal, zweimal, dreimal um: und schon war die Hühnerbrühe fertig gekocht! Alle Federn und aller Unrat aber waren verschwunden.

Als sie gegessen hatten, erzählte Jenaro der Zauberin, wie sie beim Tambero im Gebirge übernachtet und mit ihm ihr Essen geteilt hatten. Und er zeigte ihr auch das Beutelchen mit dem Kraut, das den Schlaf vertreibt, und das Fläschchen, das im Dunkeln sehend macht.

»Bursche«, sagte die Zauberin, »deine Geschichte hat mir gefallen! Schlaf dich aus, und morgen sollst du das Kraut haben, das deinen Vater gesund macht.«

Jenaro schief die ganze Nacht, und am nächsten Tag weckte ihn die Zauberin, gab ihm einen Beutel mit dem Zauberkraut für den Vater und einen anderen Beutel und sagte: »Bring diesen Beutel da meinem Bruder!«

Jenaro aber fuhr wieder über den Fluß und begann ins Gebirge hinaufzusteigen. Und etwa auf dem halben Wege traf er Manuel. Manuel begrüßte ihn freundlich und fragte: »Hat die Zauberin dich nicht gefressen? Es ist also doch so, wie mein Vater sagte, und dein Vater ist wie immer ein Hasenfuß und ein Lügner.« – »Das ist nicht wahr«, entgegnete Jenaro, »hätte ich nicht der Hexe das Tuch ihres Bruders gezeigt und ihr Hühner geschenkt, wer weiß, sie hätte mich gefressen.« Und er erzählte Manuel die ganze Geschichte. Und als er von dem alten Wirt oben in den Anden sprach, sagte Manuel: »O dieser alte, geizige Gauner! Mir hat er nichts geschenkt, und dabei hat ihn mein Vater gut bezahlt.«

Unterm Erzählen war es aber Abend geworden, und so richteten sich die beiden Burschen für die Nacht ein. Als aber Jenaro eingeschlafen war, zog Manuel sein Messer heraus und erstach seinen Vetter. Und nachdem er ihn umgebracht hatte, schnitt er ihm das Herz aus der Brust und den linken Arm ab und sagte: »So, das werde ich der Hexe bringen! Wie wird sie mich erst beschenken, wenn ich ihr Menschenfleisch zu fressen bringe!«

Als er bei der Hütte der Zauberin ankam, rief er: »He, Alte! Besuch kommt! Ich soll dir von deinem Bruder im Gebirge Menschenfleisch bringen!« – »Bursche«, sagte die Zauberin, »mein Bruder hat mir noch nie Menschenfleisch geschickt. Aber wir werden sehen: erzähle mir gleich deine Geschichte! Ist sie gut: gut! Ist sie schlecht: ...«

Manuel begann zu lügen, aber die Zauberin erkannte die Wahrheit, und sie merkte, daß das Herz und der Arm dem Jenaro gehörten. Sie zögerte nicht lange, sondern sie sagte zu ihrem Messer: »Messer, schlachte den Schlächter! Töte den Mörder!«

Und das Messer flog durch die Luft und fuhr dem Manuel ins Herz. Die Zauberin aber machte sich auf, flog durch die Luft zu der Leiche Jenaros, setzte ihm das Herz ein, klebte ihm den Arm an, blies ihm ins Gesicht: da wachte er auf.

»Was ist denn das?« fragte Jenaro. »Ach«, sagte die Zauberin, »da ist mir noch etwas eingefallen! Ich werde alt und vergeßlich. Wenn du zu meinem Bruder kommst, dann sag ihm doch:

Eins ist eins
und zwei sind zwei,
tief im Berge
liegt ein Ei.

Kannst du dir das merken?« – »Ja«, sagte Jenaro, »das ist ja nicht schwer.« – »Gut, so schau, daß du heimkommst! Deinem Vater geht es nicht gut, und dein Onkel ist schon gestorben.«

Da machte sich Jenaro wieder auf den Weg, und er kletterte, so schnell er konnte, und kam glücklich daheim an. Und als sein Vater das Kraut hatte, wurde er wirklich wieder fieberfrei und gesund. Der Vater von Manuel aber war wirklich gestorben.

Als der Vater von Jenaro wieder gesund war, sagte der Sohn: »Väterchen, ich muß hinauf zu jenem Alten, um ihm etwas von seiner Schwester auszurichten.« – »Gut, so geh und tu das.«

Am Abend kam Jenaro oben an. »Wer ist das?« – »Bitte

öffnet, ich soll Euch von Eurer Schwester einen Beutel bringen und Euch etwas ausrichten.« Der Wirt öffnete und ließ den Burschen ein. »Setz dich und iß! Heute habe ich etwas anzubieten! Trink auch ein Gläschen Pisco, es wird dir gut tun bei der Kälte.«

Als sie gegessen und getrunken hatten, begann Jenaro zu erzählen, bis er zu dem Spruch der Zauberin kam:

Eins ist eins
und zwei sind zwei,
tief im Berge
liegt ein Ei.

»So«, sagte der Alte, »ist es endlich soweit? Du mußt nämlich wissen: Der frühere Herrscher unseres Landes wurde von einem weißen Teufel gefangengenommen. Der Böse hat den König verschleppt, und niemand wußte, wo er hingekommen ist. Man erzählt sich nur, daß er in einer goldenen Kugel eingeschlossen wurde. Die goldene Kugel liegt in einer tiefen, tiefen Höhle, so dunkel, daß keine Fackel sie erhellen kann. Und in der Höhle hat der Teufel ein Feuer angezündet, und wer den Rauch riecht, der schläft auf der Stelle ein. Nun sieh du zu, ob du mir diese goldene Kugel verschaffen kannst!«

Da machte sich am nächsten Tag Jenaro auf, und er stieg noch höher ins Gebirge hinauf, und an einer bestimmten Stelle, die ihm der Alte genau bezeichnet hatte, fand er ein kleines Loch, durch das er sich nur mit Mühe zwängen konnte. Und er fand einen Gang, der war so finster, daß er keine Handbreit weit sehen konnte. Da nahm er das Fläschchen des Alten, trank einen kleinen Schluck, und sogleich ging es wie Licht vor seinen Augen auf. Es war gerade, als wenn seine Augen zu Laternen geworden wären und vor

ihm her leuchteten. Und er ging den Gang entlang, da kam er zu einer holprigen Treppe, die in die Tiefe führte. Mutig ging er die Treppe hinunter, wohl tausend Stufen oder mehr.

Und als er am Fuß der Treppe ankam, da quoll ihm ein Rauch entgegen, der duftete angenehm, aber Jenaro wurde ganz schwindlig davon, und er sank zusammen. Gerade noch konnte er den Beutel mit dem Kraut des Tamberos an die Nase halten, sonst wäre er gleich eingeschlafen. Aber als er eine Weile an dem Kraut gerochen hatte, wurde er hellwach, und er konnte nun weitergehen. Da kam er in einen großen Saal, der war so lang und breit und hoch, daß man die Wände nicht sehen konnte. Und mitten im Saal lag eine glänzende Goldkugel. Jenaro ging dorthin und wollte sie aufheben. Aber sie war so schwer, daß er sie nicht aufheben konnte. Aber eine Stimme in der Kugel rief: »Laß mich noch schlafen! Aber lösche das Feuer und sag dem Alten: Wenn das Gold rot wird, kommt der Herrscher! Aber melde es nur dem Alten und deinem Herrn!«

Da suchte Jenaro das Feuer und löschte es aus. Dann stieg er wieder in die Oberwelt zurück, ging zu dem alten Wirt und erzählte ihm, was er in der Höhle erlebt hatte. »Nun«, sagte der Alte, »so hat sich meine Schwester getäuscht, aber nicht ganz. Nun bleib bei mir über Nacht und zieh morgen zu deinem Herrn!«

Als Jenaro bei seinem Herrn ankam, war gerade ein Jahr vergangen. »Wo ist Manuel?« fragte der Herr. »Ich weiß es nicht«, sagte Jenaro. »Dann laß deine Geschichte hören!«

Jenaro erzählte alles, was er erlebt hatte, und der Herr saß nur schweigend da und nickte mit dem Kopf. Und als Jenaro zu Ende gekommen war, sagte er: »Ja, so ist es! Du hast deine Sache gut gemacht, und du wirst sie noch besser machen, wenn es Zeit ist. Morgen werde ich dich als Sohn

annehmen, und du sollst meinen Palast und meine Hazien-
da erben.«

Was soll ich euch noch erzählen, liebe Brüder? Jenaro
heiratete Ines, erbte den Besitz des Herrn, und ob die Ge-
schichte damit zu Ende ist, das weiß ich nicht. Vielleicht
aber weiß es jemand von euch? Und wenn er es weiß, so
soll er die Geschichte zu Ende erzählen!

Das Märchen von den beiden Hündchen Mapuche (Chile)

Es waren einmal zwei Geschwister, er ein Indianer und sie eine Indianerin. Die Frau war groß, der Indianer aber klein.¹ Da kam ein Cherufe², um mit der Frau zusammen zu schlafen, und sie ward seine Liebste. Der kleine Indianer aber musste die Schafe hüten.

Da sah er einmal einen alten Mann mitten auf dem Felde, der hatte zwei Hündchen bei sich, die gefielen dem Indianerchen gar sehr.

»Möchtest du mir nicht deine Hunde verkaufen? Du hast so gar hübsche Hündchen«, sagte der Indianer.

»Ich will sie dir geben, wenn du mir alle deine Schafe gibst«, war die Antwort.

»Ich werde es meiner Schwester sagen; bringe morgen wieder die Hündchen hier vorbei«, sagte er zu dem Alten.

»Morgen um Mittag komme ich wieder vorbei«, antwortete der Alte.

»Dann werde ich deine Hündchen kaufen«, sagte der kleine Indianer.

Als er zu seiner Schwester kam, sagte er: »Es ging da ein alter Mann, der hatte zwei kleine Hündchen, ach, die waren so hübsch! ›Gib mir deine Schafe, so geb' ich dir meine Hündchen«, hat der alte Mann zu mir gesagt, liebes Schwesterchen«, so sagte er zu seiner Schwester.

»Was willst du mit den Hunden anfangen«, antwortete sie.

- 1 Der Altersunterschied der Geschwister, auch die folgenden Diminutive beziehen sich auf das Alter der Hauptperson.
- 2 Vulkangeister in der Mythologie der Mapuche, die oft mit Jungfrauenopfern beschwichtigt werden müssen.

Da sagte der kleine Indianer: »Wir wollen sie doch kaufen!«

Am nächsten Morgen ging er wieder aufs Feld hinaus; um Mittag sah er den Alten. Da kaufte er die beiden Hündchen und eine Flinte. Als er nun die beiden Hündchen kaufte, da sagte der alte Mann zu dem kleinen Indianer: »Dieser Hund heißt Süd und der andere heißt Nord. Wenn dir irgendeinmal ein Unglück geschieht, dass man dich etwa morden will, so ruf die beiden Hündchen.« So kam er wieder nach Hause zurück und brachte seine beiden Hündchen und die Flinte mit. Da fragte man ihn: »Und deine Schafe ...?«

»Die hab ich verkauft und habe dafür die beiden Hündchen und die Flinte eingehandelt.«

Da wurde die Frau gar böse und wollte ihren Bruder töten lassen durch den Cherufe.

Kurze Zeit darauf stellte sie sich krank³. Da sagte der Cherufe zu ihr: »Ich werde ihn dir töten.«

So stellte sich also die Frau krank und ließ dem kleinen Indianer sagen: »Geh und hole mir Birnen als Heilmittel; du musst auf den Baum steigen und mir sie herunterholen«, sagte man ihm. Da ging er hin und stieg auf den Birnbaum. Vorher aber steckte er seine beiden Hündchen und seine Flinte in eine Kiste.

Da machte sich der Cherufe auf, um den kleinen Indianer zu töten. Als er ihn fand, sagte er zu ihm: »Jetzt werde ich dich töten, verdammter Kerl!«

»Ganz recht so; aber ehe du mich tötest, lass mich noch ein Gebet sprechen«, antwortete der kleine Indianer, und stieg von seinem Birnbaume herunter. Dann rief er seine beiden Hunde: »Süd! Nord!«

3 Krankheit geht der Mythologie nach auf Feindseligkeit, hier des Bruders, zurück.

Da kamen seine beiden Hündchen eiligst angelaufen und packten den Cherufe und versetzten ihm ordentliche Bisse. So töteten die beiden Hündchen den Cherufe.

Als der kleine Indianer nun nach Hause zurückkam, sagte er zu seiner Schwester: »Was sind mir das für Sachen! Also du wolltest mich töten lassen?«

»Warum hast du deine Schafe verkauft?«, war die Antwort.

Da wurde der kleine Indianer böse und sagte: »Jetzt gehe ich sogleich fort.« So zog er aus und ging um Arbeit zu suchen bei einem reichen Herrn. Wie er dahinzog, erblickte er ein Mädchen, die war ganz nackt.

»Guten Tag!«, sagte er zu dem Mädchen. »Was machst du denn hier so nackt?«, sagte er.

»Mein Vater hat mich an einen siebenhäuptigen Cherufen verkauft, um Wasser zu bekommen, denn der Cherufe hielt alles Wasser zurück«, sagte das Mädchen.

»Dann wird er dich also bald töten«, sagte der kleine Indianer, und machte ihr den Vorschlag: »Wenn du dich mit mir verheiraten willst, so werde ich dir den siebenhäuptigen Cherufe töten.«

»Töte ihn mir erst«, sagte das Mädchen; »bald, so gegen Mittag, kommt der siebenhäuptige Cherufe an«, sagte sie und fing an bitterlich zu weinen, weil der Cherufe sie fressen würde.

Der kleine Indianer warf sich auf die Erde, um zu schlafen. Gegen Mittag kam der siebenhäuptige Cherufe an. Da rief er seinen zwei Hündchen zu: »Mutig, mutig!« Und die beiden Hündchen machten sich gut; sie ergriffen den siebenhäuptigen Cherufe und töteten ihn und er schnitt ihm seine sieben Zungen aus. Als er tot war, da strömte das Wasser wieder.

Da sagte der reiche Mann, der Vater des Mädchens: »Ach nun ist meine Tochter tot.«

Eine Weile darauf machte sich das Mädchen auf und ging zu ihrem Vater zurück.

Der aber schickte gerade einen Schwarzen aus, um Holz zu fällen. Der fand den toten Cherufe, indem er ihn ganz von weitem sah. Da sprang er von seinem Wagen herab und nahm seine Axt herunter und näherte sich langsam dem toten Cherufe und versetzte ihm einen tüchtigen Hieb.

»Ich hab ihn totgeschlagen«, sagte er und machte sich daran, ihm alle seine sieben Köpfe abzuschneiden, und lud sie alle auf seinen Wagen und brachte sie zu dem reichen Herrn zurück. »Ich habe den siebenköpfigen Cherufe totgeschlagen«, sagte er und zeigte alle sieben Köpfe vor.

»Ei, das ist recht, mein Sohn!«, sagte da der Vater des Mädchens zu dem Schwarzen; »nun sollst du dich auch gleich mit meiner Tochter verheiraten.«

Da tötete der reiche Mann fünf Rinder zur Mahlzeit.

Bald darauf kam der kleine Indianer an und brachte seine zwei Hündchen mit; die sieben Zungen des Cherufe hielt er versteckt. Als nun dem Schwarzen sein Essen aufgetragen war, da sagte der kleine Indianer: »Geh, Nord! Wirf ihm sein Essen herunter.«

»Was ist denn das?«, sagte der Schwarze und schämte sich sehr, dass ihm das Hündchen das Essen herunterwarf. Abermals wurde dem Schwarzen Essen gebracht; da sagte der kleine Indianer: »Jetzt geh du, Süd! Und lass dich ergreifen.« Da näherte sich das Hündchen, und warf alles Essen dem Schwarzen auf die Kniee. Da ergriff dieser das Hündchen.

Da kam der kleine Indianer heran und sagte: »Das ist mein Hündchen!«, dann begann er zu fragen: »Was ist denn los, dass ihr hier versammelt seid?«, sagte der kleine Indianer.

»Dieser Schwarze hat heute den siebenhäuptigen Cherufe getötet; dafür gebe ich ihm meine Tochter«, sagte der reiche Mann.

»Hat er ihn wahrhaftig totgeschlagen? Ich glaube, er hat es nicht getan«, sagte der kleine Indianer.

»Doch, er hat ihn wahrhaftig totgeschlagen«, sagte der Reiche.

»Ich meine, er hat ihn nicht totgeschlagen«, sagte der kleine Indianer. »Übrigens, meinetwegen mag er ihn auch totgeschlagen haben«, sagte der kleine Indianer.

»Ja, er hat ihn totgeschlagen; er hat die sieben Köpfe des Cherufe mitgebracht, deshalb glaube ich es ihm«, sagte der Reiche.

Da sagte der kleine Indianer: »Er hat ihn nicht getötet; ich habe ihn getötet. Zeig mir doch mal alle Zungen des Cherufe.«

Er brachte nämlich in einem Tüchlein die Zungen des Cherufe zusammengebunden mit sich und zog sie nun hervor.

»Gut, so zeigt mir doch einmal die Köpfe«, sagte der kleine Indianer. Da zeigte ihm der Reiche alle Köpfe vor, aber er sah keine Zungen in ihnen. Da zeigte der kleine Indianer alle Zungen des Cherufe vor.

In dem Augenblick kam auch das Mädchen heraus und erblickte den kleinen Indianer.

»Fôt⁴!«, sagte das Mädchen. »Dieser kleine Indianer hat mir das Leben gerettet«, so sagte das Frauenzimmerchen.

Da wurde denn der heiratslustige Schwarze hinausgeworfen: »Hinaus mit dir!«, hieß es; und der kleine Indianer kam heran und setzte sich an seine Stelle.

»Wir beide wollen uns verheiraten! Dieser hat mir das Leben gerettet, Vater«, sagte da das Mädchen zu seinem Vater.

»Gewiss, ihr sollt euch gleich verheiraten«, antwortete der Reiche.

So verheirateten sich beide richtig und der kleine Indianer blieb dort. –

Da sagte seine Schwester: »Ich will mich doch sofort aufmachen und zu meinem Bruder gehen.«

So machte sich denn die Liebste des Cherufe auf, um zu ihrem Bruder zu gehen, nachdem sie vorher dem Cherufe die Klauen abgeschnitten hatte. Die nahm sie mit sich und so kam sie bei ihrem Bruder an.

Der kleine Indianer aber war ein reicher Mann geworden. So sagte denn die Frau zu ihm: »Lieber Bruder, ich komme ganz verlassen zu dir, ich bin allein; so komm ich denn, um zu sehen, ob ich dir vielleicht bei irgendeiner Arbeit helfen kann.«

»Es ist recht so«, sagte der kleine Indianer. »Was sollte ich sonst dir anders sagen?«

So kam also die Frau bei ihrem Bruder an; zwei Tage nach der Ankunft tat sie die Klauen des Cherufe in das Bett, in dem der kleine Indianer schlafen sollte, und stellte sie aufgerichtet hin. Da starb der kleine Indianer. Sogleich machte sich die Frau davon.

Dem Reichen tat es aber so gar leid und er sagte: »Ach, nun muss ich meinen lieben Schwiegersohn begraben!«

Die beiden Hündchen des kleinen Indianers weinten gar so sehr. Darauf als der tote kleine Indianer begraben war, gingen sie hin zum Grabe und gruben es wieder auf und holten ihn so wieder heraus.

Da sagte der Reiche: »Lasst das! Was soll denn das?« zu den beiden Hündchen. Aber es blieb dabei und die beiden Hunde gruben immer weiter, bis sie alle Erde herausgeholt hatten. Dann suchten sie die Klauen, an denen er gestorben war, und richteten den Toten sitzend auf und suchten an ihm die Klauen. Mit den Zähnen beißend zogen sie ihm die Klauen wieder heraus.

Da wurde der kleine Indianer wieder lebendig und kehrte ins Leben zurück und lebte als reicher Mann glücklich und zufrieden.

Auf diese Weise fing das Wasser wieder an zu fließen; so erzählen die Indianer in ihrem Märchen.

Das Märchen vom guten Indianerchen Mapuche (Chile)

Es war einmal ein kleiner Indianer¹, der Sohn eines gar reichen Mannes. Eines Tages sagte er: »Ich will ausziehen.« So zog er denn aus und nahm ein gar schönes Pferd mit und all seine Kleidung und machte sich auf den Weg. Da traf er einen alten Mann, der war gar hundearm. Als sie sich so trafen, redeten sie miteinander.

»Wo willst du hin?«, fragte er den alten Mann.

»Ich bin auf dem Wege nach Arbeit, irgendwohin«, antwortete der Alte. »Und du, wo willst du hin?«, fragte er den kleinen Indianer.

»Ich geh auch irgendwohin auf Arbeit. Ich werde dir mein Pferd und meine Kleider geben«, sagte er zu dem Alten. »Gib du mir deine Kleider.«

»Gut«, antwortete der andere.

So tauschten sie denn ihre Kleider aus, und der kleine Indianer machte sich wieder auf den Weg.

Unterwegs traf er alle alle Tiere versammelt. Da waren Vögel, Tiger, Löwen, Füchse, Stinktiere, Ameisen, Falken. Da hatte er Angst, sich ihnen zu nähern; aber er ging doch hinzu. Da fragten ihn die Tiere: »Wo willst du hin?«

»Ich gehe meines Weges nach Arbeit«, antwortete der kleine Indianer.

»Ganz recht so!«, war die Antwort. »Möchtest du wohl recht tapfer sein«, fragte man ihn.

»Ja, freilich möchte ich gern recht tapfer sein«, antwortete er.

»So will ich dir ein Zauberkraut geben«, sagte man ihm. Und alles, was da an Tieren und Vögeln versammelt war, das gab ihm Zauberkräuter.

1 Das Diminutiv bezieht sich, auch im Folgenden, auf das Alter.

»Was dir auch geschehe, wenn auch noch so viele Männer dich töten wollen, wenn auch noch so viele hundert Reiche dich vernichten wollen, so werden sie dich nicht töten. Alles, was du willst, wirst du werden. Willst du springen doppelt so weit wie ein schnelles Pferd, so kannst du es; willst du eine Ameise sein, so bist du es; willst du zwei Mannslängen tief unter der Erde sein, so kannst du es«, so sprachen die Tiere zum kleinen Indianer.

So ging er denn seines Weges weiter dahin. Da wollte er einmal versuchen, was die Tiere gesagt hatten, und sprach so: »Hier will ich Ameise sein!« Da wurde er eine Ameise. Ein bisschen weiter hin sagte er: »Hier will ich einen Sprung tun doppelt so weit wie ein schnelles Pferd«; da tat er ihn.

Darauf stieg er zum Vulkan empor, und als er oben auf dem Gipfel angekommen war, da erblickte er das Haus des Cherufe. Sowie er ankam, ging er in das Haus hinein. In der Tür des Hauses stand ein Mann, zu dem sagte er: »Hast du keine Arbeit, Vater?«

»Es gibt keine Arbeit; mach, dass du fortkommst. Sogleich, wenn der Cherufe kommt, wird er dich töten«, so sagte der Mann zu dem kleinen Indianer.

Da erblickte er ein so gar hübsches Mädchen.

Da kehrte er um, und auf dem Rückwege kam er in eine Stadt.

»Hier möchte ich ein gar hübsches Vögelchen sein!«, sagte er. Da war er eins. In dieser Gestalt kam er bei einer Jungfrau, die noch keinen Mann erkannt hatte, an, und setzte sich nahe beim Hause hin. Da sah sie ihn, und er gefiel ihr gar sehr.

»Geh, hol mir zwei Burschen, die mir das Vöglein fangen«, sagte das Mädchen.

Da ging ein Bursche hin und holte zwei Männer.

»Ich will doch sehen, ob ich es nicht allein fangen kann«,

sagte das Mädchen und ergriff das Vögelchen, denn es war ganz zahm. Da tat sie es ins Haus und steckte es in einen Kasten.

Als es Nacht wurde, legte sich das Mädchen zur Ruhe und schlief fest ein.

»Jetzt will ich hinaus!«, sagte da der kleine Indianer. »Eine Ameise will ich sein!« Da wurde er eine Ameise. Als er nun aus dem Kasten heraus war, sagte er: »Jetzt will ich Mensch sein!« Da wurde er wieder Mensch und betrachtete das Mädchen. Da erwachte das Mädchen und rief: »Wer ist hier?«, sprang auf und entzündete ein Feuer. Als sie aber das Feuer anzündete, da sagte der kleine Indianer: »Ich will Ameise sein!« Und sie sah ihn nicht. So legte sich denn das Mädchen wieder schlafen. Eine Weile darauf sprach der kleine Indianer: »Ich will wieder Mensch sein!«, und wieder näherte er sich ihr, um bei ihr zu schlafen.

Da erwachte das Mädchen und schrie: »Hier ist jemand!« Als nun Leute herbeikamen, sahen sie niemand; denn er hatte sich wieder in eine Ameise verwandelt und war in den Kasten gekrochen. Da überlegte sie und sagte: »Was mag das nur sein? Sollte es etwa das Vöglein sein?« Damit machte sie den Kasten auf, aber da war das Vöglein darinnen.

Da sagte das Mädchen: »Wenn er noch einmal kommt, so werde ich mit ihm sprechen.«

Ein Weilchen darauf, als sie schlief, kam abermals der kleine Indianer heran. Da sprach sie wirklich zu ihm und sie unterhielten sich beide.

»Wer bist du denn eigentlich?«, sagte sie zu ihm.

»Ei, ich bin ja der, den du vorhin gefangen hast«, antwortete er.

»Ja, wer bist du denn aber in Wahrheit?«, fragte sie wiederum; »bist du etwa der Herrscher der Menschen?«, sagte sie zu dem kleinen Indianer.

»Ich bin ein wirklicher Mensch«, antwortete er.

Da ließ sie ihn bei sich schlafen, und sie behandelten einander wie Verliebte. So verbrachten sie die Nacht bis zum Morgen. Als es tagte, da erblickten sie einander.

»Ich habe ein Mädchen gesehen, am Vulkan, die sah ganz so aus wie du. Bist du etwa einmal auf dem Vulkan gewesen?«, so sagte er zu dem Mädchen.

»Ich selbst nicht. Aber vor langer Zeit hat mir der Cherufe eine Schwester entführt«, antwortete das Mädchen.

»Ich werde sie dir herbeiholen«, sprach der kleine Indianer. Somit machte er sich auf zu dem Vulkan.

»Hier will ich ein Falke sein«, sprach der kleine Indianer. Da war er einer. Als er dann zum Vulkan kam, wurde er wieder Mensch. So kam er zum Hause des Cherufe.

In der Tür des Hauses stand der Knecht des Cherufe. Wie nun der kleine Indianer ankam, so fragte er ihn um Arbeit.

»Gibt's hier keine Arbeit?«, sagte der kleine Indianer.

»Hier gibt's überhaupt keine Arbeit«, sagte der Knecht des Cherufe und wurde böse.

»Warum bist du mir böse?«, fragte der kleine Indianer.

»Wozu kommst du hierher; er wird dich sogleich töten«, war die Antwort.

Da wurde der kleine Indianer auch böse.

»Gut, dann werde ich dich ganz schnell töten«, sagte der Knecht des Cherufe und drang eilends auf ihn ein. Da versetzte der andere ihm einen Stich, und so tötete ihn der kleine Indianer. Der Cherufe aber schlief. Da ging er zu ihm heran und tötete ihn ebenfalls. Darauf wollte er das Mädchen mitnehmen; sie aber wollte nicht kommen.

»Wenn du nicht gehst, werde ich dich auf der Stelle töten«, sagte er zu dem Mädchen. Da kam sie denn zu ihm heraus. Dann sagte der kleine Indianer: »Hier will ich ein Tiger sein!« So wurde er ein Tiger.

»Steig auf!«, sagte er zu dem Mädchen. Da stieg sie auf, wie auf ein Pferd, und sie machten sich zusammen auf den Weg.

»Halt dich gut fest!«, sagte er zu ihr. Das tat sie denn auch. So kamen sie an. Als sie nun ganz nahe waren, sagte er wieder: »Ich will Mensch sein!«, und wurde Mensch. Als dann die Nacht herankam, schlief er mit den beiden Mädchen zusammen. In der Mitte lag der kleine Indianer. So blieb er da.

»Ich will noch einmal ausziehen!«, sagte er und zog aus und machte sich auf den Weg zu einem andern reichen Manne. Als er dort ankam, sagte er: »Gibt's keine Arbeit?«

Da bekam er Arbeit als Rinderhirt. Als er nun eintrat, sagte der Herr zu ihm: »Bring es mir nicht an das Ufer des Meeres. All mein Vieh kommt mir dort um.«

So führte er es auf die Weide und war ein gar guter Hirte.

Eine Weile darauf kam ein Cherufe heraus, um das Vieh zu töten; und tötete wirklich drei Rinder.

»Hier will ich Falke sein!«, sagte der kleine Indianer und wurde einer. Er zog sein Messer heraus und drang schnell auf den Cherufe ein. So tötete er ihn.

Eine Weile darauf machte sich der Herr auf. Als er ankam, sagte er zu dem kleinen Indianer: »Warum hast du das Vieh hierhergebracht?«, und als er die toten Rinder sah, wurde er böse.

»Was macht denn das?«, antwortete der kleine Indianer. »Der dir deine Rinder mordete, ist tot!«, sagte er zu dem reichen Herrn.

»Ei, das ist recht, mein Sohn!«, sagte der Herr zum kleinen Indianer. »Wirf ihn mir ins Meer.«

Als sie aber den toten Cherufe ins Meer warfen, wurde er wieder lebendig. Nach einer kleinen Weile kam er wieder heraus. Da verwandelte sich der kleine Indianer abermals und tötete den Cherufe wieder. Dieses Mal aber ließen sie

ihn liegen. Da schätzte der Herr den kleinen Indianer gar hoch.

»Gleich sollst du meine Tochter heiraten«, sagte er zu ihm.

»Ich will nicht!«, antwortete der. »Ja, wenn ich ein reicher Herr wäre, möchte ich mich wohl schon mit deiner Tochter verheiraten!«

»Heirate sie nur!«, war die Antwort.

»Ich will nicht!«, sagte der kleine Indianer. Da gab man ihm ein ungesatteltes Pferd, ein gar hübsches. Er zog aus und machte sich auf den Weg. Unterwegs traf er wieder einen hundearmen Mann. Da gab er ihm sein ganzes gesatteltes Pferd. Darauf sprach er: »Ich will wieder zum Vulkan gehen.« Und er machte sich auf und kam auf dem Vulkan an. Da erblickte man ihn von weitem. Ein Schuss krachte und traf. Getroffen sank der kleine Indianer nieder und starb. Der Mörder war der Cherufe.

Juanito Argentinien

Es waren einmal Brüder und Schwestern. Und der Jüngste von ihnen hieß Juanito.

Als Vater und Mutter gestorben waren, wußten sie nicht, wie sie alle leben sollten, denn sie besaßen nur ein kleines Gut.

Da sagten die Geschwister zu Juanito: »Bruder, wir sind hier schon so viele und können kaum leben. Willst du nicht dein Erbteil nehmen und anderswo dein Unterkommen suchen?« Juanito meinte: »Gut, gebt mir, was mir zusteht, und ich will fortgehen.« Da gaben sie ihm eine Silbermünze. Juanito packte sein Bündel, nahm die Silbermünze, steckte sie ein, und ging davon.

Einen Tag wanderte und wanderte er.

Am Abend kam er zu einer halb verfallenen Hütte. Er klopfte an und sagte: »Kann man hier über die Nacht bleiben?«

In dem Hüttchen war ein altes Männlein, das sagte: »Bursche, komm herein! Platz gibt es, aber mit Essen ist's nichts, mir knurrt selber der Magen.«

»Nun«, sagte Juanito, »da kann ich vielleicht helfen. Hier diese Silbermünze habe ich, die will ich dir gern geben.« – »O gut, o gut!« sagte das Alterchen. »Weißt du was? Ich habe hier noch ein kleines Hühnchen, das wollen wir schlachten und essen.«

Meint Juanito: »Und morgen? Was wirst du dann da essen?« – »Laß mich nur machen! Auch morgen wird ein Hühnchen sein, wenn wir es richtig anstellen.«

Und er schlachtet das Hühnchen, rupft es und steckt es in einen Kochtopf. Dann macht er Feuer und kocht das Hühnchen. Als das Fleisch gar ist, sagt er zu Juanito: »Wir

wollen also das Hühnchen essen: aber gib acht, daß du die Knochen nicht zerbeißt, denn die brauchen wir wieder!«

Juanito denkt sich: »Was will er mit den Knöchlein?«

Aber er tut alles brav so, wie es der Alte will.

Nachdem sie gegessen haben, sammelt der Alte sorgfältig alle Knöchlein ein, wickelt sie in ein rotes Tuch, legt das Päckchen auf den Tisch, und obendrauf legt er ein kleines silbernes Kreuz. Dann legen sie sich schlafen.

Am nächsten Morgen zappelt es unterm Tuch, der Alte nimmt das Kreuz weg, und da kommt das Hühnchen wieder klein und zerzaust, wie es gewesen ist, hervorgekrochen.

Der Alte aber steckt das Tuch und das Kreuz ein und sagt: »Hier Juanito, weil du ein braver Bursche bist, schenk ich dir das Hühnchen. Du hast ja nun gesehen, wie man es machen muß: sammle die Knochen, steck sie unter ein rotes Tuch – hast du eins? ...« – »Ja«, sagt Juanito, »ich hab eins.« – »Also steck sie unter das rote Tuch, lege ein silbernes Kreuz – hast du eins ...?« – »Ja«, sagt Juanito, »ich hab eins.« – »... leg also ein silbernes Kreuz darauf, und am nächsten Morgen, siehst du ...«

Juanito kratzt sich am Kopf und sagt:

»Schön und gut; aber du? Was wirst du machen? Wovon wirst du leben?« – »Mach dir keine Sorgen um mich! Schau her! Ich habe da noch ein Ei. Das werde ich ausbrüten, und dann werde ich wieder ein Hühnchen haben. Und bis das Junge geschlüpft ist, da habe ich ja noch deine Silbermünze, die du mir geschenkt hast. Davon kann ich mir zu essen kaufen.«

Gut, der Bursche steckt das Hühnchen in seinen Sack und geht davon.

Er wandert und wandert den ganzen Tag.

Am Abend kommt er zu einem Gutshof, einem stattlichen Haus. Ein reicher Schweinezüchter lebt dort.

Juanito klopft an: »Kann man hier übernachten?«

»Quartier wird gegeben, Essen nicht«, sagt der Padron.

»Essen habe ich selber, aber darf man es kochen?« – »Ja, wenn du zu essen hast, kannst du es hier auch kochen.«

Juanito nimmt sein Hühnchen aus dem Sack, schlachtet und rupft es, dann steckt er es in einen Kochtopf und kocht es. Als das Fleisch gar ist, löst Juanito sorgfältig das Fleisch von den Knochen, gibt einen Teil dem Herrn des Hauses und sagt: »Kostet: das Fleisch ist schmackhaft.« Die Knochen aber packt er sorgfältig zusammen und wickelt sie in ein rotes Tuch. Dem Padron schmeckt das Fleisch. Er ist aber neugierig und fragt: »Was machst du mit den Knochen?«

»Du siehst ja: ich hebe sie auf.«

Er legt das Päckchen auf den Tisch und ein silbernes Kreuzlein obendrauf.

Am nächsten Tag ist der Herr als der erste wach. Er sieht: unter dem roten Tuch zappelt etwas, aber er traut sich nicht, das Tuch wegzuziehen.

Als Juanito wach ist, nimmt er das Kreuz an sich, und es kommt das Hühnchen herausgekrochen.

›Ach, so ist das!‹ denkt sich der Hausherr.

Und als Juanito wieder gehen will, sagt er zu ihm:

»Paß auf, Bursche: willst du mir das Hühnchen nicht verkaufen?«

»Nein«, sagt Juanito, »ich verkaufe es nicht.« – »Oder vertauschen?« fragt der Herr.

»Was bietest du zum Tausch?« fragt Juanito.

»Ich habe da eine Zuchtsau, die wirft zweimal im Jahr ein Dutzend Frischlinge. Es ist die beste Sau weit und breit, und man kauft mir die Jungen gleich immer ab.«

»Gut«, sagt Juanito, »wenn dir so viel an dem Hühnchen liegt, so will ich es dir überlassen. Gib mir die Sau!«

Und er nimmt die Sau und geht davon.

Er wandert und wandert den ganzen Tag.

Am Abend kommt er zu einer großen und reichen Viehfarm.

Er fragt: »Kann man hier über die Nacht bleiben?«

Der Herr des Hauses tritt vor die Tür: »Ja, du kannst bleiben, und dein Schwein auch. Komm herein, es gibt gerade zu essen: du bist zur glücklichen Stunde gekommen.«

Man geht hinein.

Man ißt. Nach dem Essen sagt der Herr: »Ist das, was du da gebracht hast, nicht die berühmte Zuchtsau vom Herrn Schweinezüchter?« – »Ja, das ist sie.« – »Hab ich mir's doch gleich gedacht«, sagt der Padron.

Er denkt nach. Er rechnet. Dann sagt er:

»Wenn du mir die Zuchtsau läßt, gebe ich dir dafür meine beste Milchkuh. Die gibt doppelt so viel Milch wie eine andere Kuh.« – »Gut«, sagt Juanito, »wenn du es so willst, mir soll es recht sein.«

Am nächsten Morgen nimmt er die Milchkuh und geht davon.

Er wandert und wandert den ganzen Tag. Am Abend kommt er zu einem großen und reichen Pferdegestüt. Man hat ihn schon kommen sehen, und der Herr steht vor dem Gutshof: »Bursche, woher und wohin? Und was hast du da für eine fette Kuh?« – »Kann ich hier über die Nacht bleiben? Und meine Kuh auch?« fragt Juanito.

»Du kannst bleiben und deine Kuh auch.« – »So leih mir einen Eimer, oder besser zwei, damit ich die Kuh melken kann.« – »Ach was«, sagt der Herr, »ein Eimer wird reichen und nicht einmal halbvoll werden.« – »Du wirst ja sehen.« Man bringt den Eimer, und Juanito melkt die Kuh, bis der Eimer voll ist.

»Nun und?« fragt Juanito.

»Ei verflucht!« sagt der Herr und schickt um einen zwei-

ten Eimer. Und auch diesen melkt Juanito bis zum Rand voll. Der Herr aber kommt aus dem Staunen nicht heraus, denn die Kuh hat immer noch Milch.

»Das ist ein Wunder von einer Kuh!« sagt der Herr. – »Wenn du mir die Kuh überläßt, dann gebe ich dir mein schnellstes Pferd, das läuft so schnell, wie kein zweites auf der weiten Welt. Willst du?«

Juanito bedenkt sich nicht lang: »Ja, wenn du es so haben willst, so ist's mir recht.«

Am andern Tag führt ihn der Herr hinaus und pfeift einem Schimmel. Er legt ihm Zaumzeug auf und sagt:

»Bursche, du bist ein ordentlicher und guter Kerl. Du hast in den Handel gleich eingeschlagen, ohne erst zu schauen, was ich dir geben will. Du sollst nicht betrogen sein. – Hier mit diesem Pferd hat es folgendes auf sich: wenn du ihm in das rechte Ohr sagst: ›Schnell wie der Wind!‹ – dann wird es dahinfliegen wie ein Vogel, und es wird dich über Ströme und Berge tragen. Und wenn du ihm ins linke Ohr sagst: ›still!‹, dann wird es wieder laufen wie sonst.«

Juanito saß auf, sagte Dank, empfahl sich Gott und ritt davon.

Er ritt und ritt den ganzen Tag.

Am Abend kommt er in eine Stadt und geht in eine Herberge. Sein Wirt sagt: »Du hast da einen schönen Schimmel. Ist er zu verkaufen?« – »Nein«, sagt Juanito, »er ist nicht zu verkaufen.« – »Schade«, sagt der Wirt, »weißt du: in einer Woche ist hier ein Pferderennen. Der König hat seine Tochter als Preis für den Sieger ausgesetzt. Die Stadt ist schon voll Prinzen, die mit ihren besten Pferden gekommen sind. Hättest du mir dein Pferd verkauft, wer weiß, ob ich nicht auch mein Glück versucht hätte.«

»Nun«, sagt Juanito, »ich will mein Glück versuchen; wem Gott hilft, dem gelingt alles.«

Er meldet sich zu dem Rennen an. Dann wartet er, bis die Tage – einer um den andern – vorüber sind.

Endlich beginnt das Rennen.

Als man die halbe Strecke durchgemessen hat, ist Juanito auf seinem Schimmel weit zurück; wohl zwanzig oder dreißig Reiter – Prinzen, Grafen und andere Besitzer von großen Pferdegestüten – sind vor ihm.

Da beugt sich Juanito zum rechten Ohr des Schimmels herab und flüstert: »Schnell wie der Wind!«

Im gleichen Augenblick braust der Schimmel davon. Er fliegt an den andern Pferden mit ihren Reitern vorbei, und er erreicht das Ziel, als alle andern noch weit weg sind.

Der König ist überrascht: »So was! Ein wahres Wunder von einem Pferd!«

Als dann alle Reiter eingetroffen sind, und der König die reichen Fürsten und Grafen sieht – und daneben den armen Schlucker Juanito – sagt er:

»Bursche, du hast gewonnen, das ist keine Frage. Aber du bist nicht der rechte Mann für die Tochter eines Königs. Nimm hier diesen Beutel voll Goldstücke! Der macht dich zu einem reichen Mann.«

Juanito möchte eigentlich lieber die Prinzessin zur Frau. Aber er weiß nicht, wie er es und was er da sagen soll. In dessen hat ihm der König den Beutel mit Goldstücken in die Hand gedrückt.

Da sagt die Königstochter, die Gefallen an Juanito gefunden hat: »Ach, Väterchen: könnte ich nicht wenigstens eine Runde auf dem schönen Schimmel reiten?«

»Gut«, sagt der König, »eine Runde und nicht mehr! Aber halte dich gut fest, daß du nicht herunterfällst!«

Die Königstochter setzt sich hinter Juanito auf das Pferd. Er trabt an.

Da sagt die Schöne zu Juanito: »Reite davon, so schnell

du kannst, denn ich will dich heiraten und keinen andern!«

Gut, Juanito beugt sich zum rechten Ohr des Schimmels und sagt: »Schnell wie der Wind!«

Da fliegt das Pferd mit den beiden davon.

Wohin? Ich weiß es nicht. Man hat sie nicht mehr gesehen. Sie werden wohl irgendwo ein lustiges Leben geführt haben. Das ist alles.

Der Wunderspiegel Chile

Beim Wissen und Erzählen
darf nie die Lüge fehlen;
fährt man über einen Teich,
nimmt man ab den Hut zugleich,
läuft man unterm Wasserstrahl,
steckt die Hand man in die Tasche;
ein bißchen Kleie
fürs Paket auf dem Dach,
Horn von Ochs und Horn von Kuh,
dies ist die Mär, wir hören zu.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, und die Tochter besaß einen Wunderspiegel, und wohin sie den drehte, da blieb ihr nichts verborgen. Eines Tages sagte der König zu ihr:

»Sieh, Kind, du solltest mit den Männern, die deine Hand begehren, einen Vertrag abschließen: Schicke sie dreimal aus, damit sie sich verstecken, und wenn du einen nicht finden kannst, dann heiratest du ihn; die aber, welche du findest, schicken wir in eine andere Stadt und verkaufen sie für hundert Pesos, damit irgendein Metzger Wurst aus ihnen macht.«

Die jungen Leute strömten herbei, um sich bei der Prinzessin zu verpflichten. Von zehn Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags hatten sie Zeit, sich zu verstecken, und am anderen Tage um zehn Uhr mußten sie sich wieder einfinden, und dann sagte sie ihnen, daß sie da und da gewesen seien, und sie antworteten: »Es ist wahr, beste Prinzessin.« Und schon lieferte die Prinzessin die jungen Leute nicht mehr an die Umgebung der Stadt zum Verkauf, sondern per Bahn an andere Orte.

Eines Tages sagte ein Erdarbeiter über dem Schaufeln zu seinen Gefährten:

»Heute höre ich auf zu arbeiten: ich will mich bei der Prinzessin verpflichten, daß ich mich verstecken gehe, und ich denke, ich bringe es noch zum König.«

Einer von den Gefährten sagte:

»Ich bin zweiundfünfzig Jahre alt geworden und habe noch nie davon gehört, daß ein Erdarbeiter je König geworden wäre.«

Als er das so sagte, warf der andere Pickel und Schaufel weg und machte sich auf zur Prinzessin.

»Guten Tag, beste Prinzessin, ich komme, um den Vertrag, daß ich mich verstecken will, zu unterschreiben, und wenn Ihr mich nicht findet, würde ich Euch heiraten!«

»Eine Königstochter muß Wort halten; wenn ich dich die drei Male nicht finde, muß ich dich heiraten – ja, wenn ich dich nur einmal nicht finde, wirst du mein Gemahl und König.«

Am anderen Tage lief der zerlumpete Kerl los, um sich zu verbergen, und sagte sich:

»Wo könnte ich mich verstecken, damit die Prinzessin mich nicht sieht?«

Er lief und kroch in einen hohlen Baumstamm, sagte sich aber: »Ich glaube, hier wird sie mich sehen.«

Er kroch aus dem Stamm heraus und lief weiter. Da erspähte er einen jungen Adler, der in einer Falle steckte, und er sprach ihn an:

»Adlerchen, was machst du da?«

»Mein Leben büße ich hier ein.«

»Sieh, ich will dich retten, es könnte ja sein, daß du mich auch rettetest; ich laufe, um mich vor der Prinzessin zu verstecken, und weiß nicht wohin.«

Der junge Adler sagte zu ihm:

»Steig auf mich wie auf ein Pferd, ich will dich da verstecken, wo die Prinzessin dich niemals finden wird.«

Er stieg zum Fluge auf, und der zerlumppte Kerl schrie un-aufhörlich: »Halte, halte, ich falle herunter!«

»Halte dich nur recht fest«, sagte der Adler.

Und er verbarg ihn hinter der Sonne. Der Zerlumppte sprach:

»Ich bin sicher, daß ich die Prinzessin zur Frau bekomme.«

Die Prinzessin nahm an, er hätte sich bereits versteckt, stellte den Spiegel auf und begann nach ihm zu suchen. Sie war des Suchens schon überdrüssig, als sie ihn hinter der Sonne und auf dem Rücken eines Adlers erspähte. Der Vater kam und sagte zu ihr:

»Hast du herausgefunden, wo er steckt?«

»Ja, Vater.«

»Meine gute, tüchtige Tochter!«

Am anderen Tage fand sich der zerlumppte Kerl bei der Prinzessin ein.

»Wo, meine beste Prinzessin, war ich verborgen?«

»Du warst auf dem Rücken eines Adlers hinter der Sonne.«

»Das ist die reinste Wahrheit, aber mir bleiben noch die beiden anderen Male.«

Am anderen Tage ging der Zerlumppte von neuem los, sich zu verstecken. Er lief ans Meeresufer und traf dort einen Fisch, der aufs Trockene geraten war und zappelte, um ins Wasser zu gelangen. Der arme Bursche sagte zu ihm:

»Du bist ein schöner Fisch, du sollst mir schmecken!«

Der Fisch sprach:

»Rette du mich, eines Tages kann ich dich retten.«

»Wärst du imstande, mich so zu verstecken, daß die Prinzessin mich nicht sieht?«

Der Fisch sagte:

»Tu mich ins Wasser und setze dich auf mich wie auf ein Pferd, ich verberge dich da, wo die Prinzessin dich niemals findet.«

Und er mühte sich ab, um bis in die Mitte des Meeres zu huschen. Der zerlumppte Kerl kam um vor lauter Geschrei, weil ihm das Wasser in die Nase kam und er Angst hatte, nie mehr herauszukommen. Der Fisch sagte:

»Mach dich nur recht krumm, ich bringe dich schon gut hin.«

Er verberg ihn zwischen zwei schwarzen Klippen. Der Zerlumppte sprach:

»Hier wird sie mich niemals sehen.«

Die Prinzessin sagte zur nämlichen Stunde schon:

»Er muss sich schon versteckt haben«, und sie begann, ihren Wunderspiegel zu drehen. Schon blieben ihr nur noch einige Minuten von der Frist, in der sie ihn herausfinden mußte, da erspähte sie ihn plötzlich zwischen zwei schwarzen Klippen in der Mitte des Meeres und auf dem Rücken eines Fisches. Der Vater kam und fragte sie:

»Hast du ihn erspäht, Kind?«

»Ja, Vater.«

»Meine gute, tüchtige Tochter«, sagte der König.

Am anderen Tage fand sich der zerlumppte Kerl bei der Prinzessin ein.

»Wo, meine beste Prinzessin, bin ich gewesen?«

»Mitten im Meer hast du auf dem Rücken eines Fisches zwischen zwei schwarzen Klippen gegessen.«

»Das ist die reinste Wahrheit, meine beste Prinzessin.«

Und er sagte:

»Auf Wiedersehen, meine beste Prinzessin.«

Der Zerlumppte lief aufs neue los, sich zu verstecken, und sagte sich dabei:

»Ich weiß wirklich nicht, wo ich mich noch besser verstecken könnte.«

Er zwängte sich zwischen einigen Maqui-Büschen durch. Er schlich und wollte sich in ihnen verbergen, da hörte er eine Füchsin schreien, strengte sich an, um hinzukommen, und fand sie mit dem Bürzel auf einen Maqui-Pfahl aufgespießt.

»Dich erledige ich heute!« sagte er zu ihr.

Die Füchsin sprach:

»Rette du mich, auch ich kann dich retten.«

»Ich laufe, um mich vor der Königstochter, welche den Wunderspiegel hat, zu verstecken.«

»Morgen früh um sieben will ich dich so verstecken, daß die Prinzessin dich niemals finden wird.«

Der Zerlumppte bewachte die Füchsin bis zum Morgendämmern und dachte nicht daran, sie von dem Pfahl loszumachen, an dem sie festhing. Am Morgen machte er sie los, und die Füchsin sprach zu ihm:

»Setz dich auf meinen Rücken und klammere dich fest an mich.«

Der Zerlumppte setzte sich auf sie wie auf ein Pferd, und die Füchsin rannte zum Schloß. Der Kerl rief ihr zu:

»Dahin bringst du mich, damit sie mich noch schneller findet!«

Die Füchsin huschte in das Schloß hinein und schlüpfte unter den Thronessel, auf dem die Prinzessin zu sitzen pflegte. Später stand die Prinzessin auf und begann, ihren Spiegel zu drehen, sie suchte den Zerlumpten so lange, bis sie es überdrüssig wurde, und doch konnte sie ihn nicht finden. Da kam der König: »Die Stunde ist um.«

Die Prinzessin erwiderte:

»Ich bin übel daran, ich habe den besagten zerlumpten Kerl nicht finden können.«

Da kam die Füchsin mit dem Zerlumpten auf dem Rücken hervor, und er fragte die Prinzessin:

»Wo war ich verborgen?«

»Ich habe dich nicht erspähen können.«

»Unter dem Sessel auf der Füchsin saß ich, die war die einzige, die mich rettete.«

Die Prinzessin sagte zu ihm:

»Daß ich einen Erdarbeiter heiraten soll, ist gräßlich, aber eine Königstochter muß Wort halten. Morgen werde ich mich mit dir vermählen.«

Sie ließ ihm den allerschönsten Anzug machen, bereitete alles für die Hochzeit vor und ließ die Priester holen. Der König übergab dem zerlumpten Kerl die Krone und sprach zu ihm: »Von heute ab bist du König und befehlst im ganzen Land.«

Der Zerlumpte vermählte sich und regierte, mit seiner Königin auf dem Throne sitzend, das ganze Land.



Anhang

Zu dieser Ausgabe

Der Ursprung der Märchen wurde möglichst genau angegeben, allerdings stimmen die Sprachgrenzen nicht immer mit den heutigen politischen Grenzen überein. Eine genauere Einordnung findet sich in der einschlägigen Fachliteratur.

Die Herausgeber bzw. Übersetzer der Anthologien, aus denen die Texte stammen, waren Ethnologen vor allem des späten 19. Jahrhunderts, die die Märchen auf ihren Reisen sammelten. Ihre Textsammlungen gehen auf einheimische Erzähler zurück, von denen leider nur zwei, Kalvun (*Araukanische Märchen und Erzählungen*, 1896) und Batirayu (*Indianerleben*, 1912) namentlich genannt werden.

Die Orthographie der ältesten Märchen wurde behutsam modernisiert; bewahrt wurden sprachliche Eigenheiten der Übersetzer. Insbesondere wurde die Interpunktion bei wörtlicher Rede modernisiert.

Verzeichnis der Texte und Druckvorlagen

Von Himmelsflügen und Zauberärzten

- Wie die Warao auf die Erde kamen* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 1 f.
- Der Besuch im Himmel* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 109–122.
- Die Mondblume* – Brasilianische Märchen. Hrsg. und übers. von Felix Karlinger und Geraldo de Freitas. Düsseldorf/Köln: Diederichs, 1972. S. 171–180. – © 1972 Diederichs Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.
- Makonaura und Anuanaitu* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 40–52.
- Arawanili, der erste Zauberarzt* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 58 f.
- Der Raub des Feuers* – Erland Nordenskiöld: Indianerleben. El Gran Chaco (Südamerika). Aus dem Schwedischen übers. von Carl Auerbach. Leipzig: A. Bonnier, 1912. S. 251–253.
- Serikoai* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 86–89.
- Der Zauberarzt Makanaholo* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 53–56.

Von Waldgeistern und mystischen Tieren

- Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 7–13.
- Die Affenfrau* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 32–34.
- Die Schildkröte und das Fest im Himmel* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 157.
- Schildkröte und Jaguar* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 164–166.
- Die Zauberrasseln* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 29–32.
- Korobona* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 3–6.

- Der überlistete Waldgeist* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 65 f.
- Der Curupira und die Frau* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 155 f.
- Der Schlangenfleil* – Theodor Koch-Grünberg (Hrsg.): Indianermärchen aus Südamerika. Jena: Eugen Diederichs, 1927. S. 145–150.
- Der Vogel Sitube* – Brasilianische Märchen. Hrsg. und übers. von Felix Karlinger und Geraldo de Freitas. Düsseldorf/Köln: Diederichs, 1972. S. 181–199. – © 1972 Diederichs Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

Von Geistern, Vulkanen und Glücksrittern

- Zweierlei Leben* – Märchen aus Südamerika. Hrsg. und übers. von Felix Karlinger. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1973. S. 142–146. – Mit Genehmigung von Claudius Karlinger.
- Die Totenbraut* – Rudolf Lenz / Kalvun: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso: Universo de Guillermo Helfmann, 1896. S. 29–31.
- Die Zauberin* – Südamerikanische Indianermärchen. Hrsg. und übers. von Felix Karlinger und Elisabeth Zacherl. Düsseldorf/Köln: Diederichs, 1976. S. 235–243. – © 1976 Diederichs Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.
- Das Märchen von den beiden Hündchen* – Rudolf Lenz / Kalvun: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso: Universo de Guillermo Helfmann, 1896. S. 19–24.
- Das Märchen vom guten Indianerchen* – Rudolf Lenz / Kalvun: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso: Universo de Guillermo Helfmann, 1896. S. 24–29.
- Juanito* – Märchen aus Argentinien und Paraguay. Hrsg. und übers. von Felix Karlinger und Johannes Pögl. München: Diederichs, 1987. – © 1987, Diederichs Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.
- Der Wunderspiegel* – Chilenische Volksmärchen. Gesammelt und hrsg. von Yolanda Pino-Saavedra. Übers. von Ingeborg Wilcke-Brubacher. Düsseldorf/Köln: Diederichs, 1964. S. 54–59. – © 1964 Diederichs Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

Die den Kapiteln vorangestellten Mottos stammen aus:

Rudolf Lenz / Kalvun: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso: Universo de Guillermo Helfmann, 1896.

– Das Lied von Mariñamko, S. 65.

– Die Geschichte vom Zorzal und dem Fuchs, S. 46.

– Die Totenbraut, S. 30.

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20734
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH
Umschlagabbildung: © shutterstock.com / Mashikomo
Umschlagmaterial: PEYVIDA puro 270 g/m², peyer graphic gmbh
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2023
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020734-5

www.reclam.de



